30
2122

Wehrl. III. L. Kl.

Paed. o. 11

30. 2122

[illegible]
r. r. 1818

wh

Der Mann von Welt

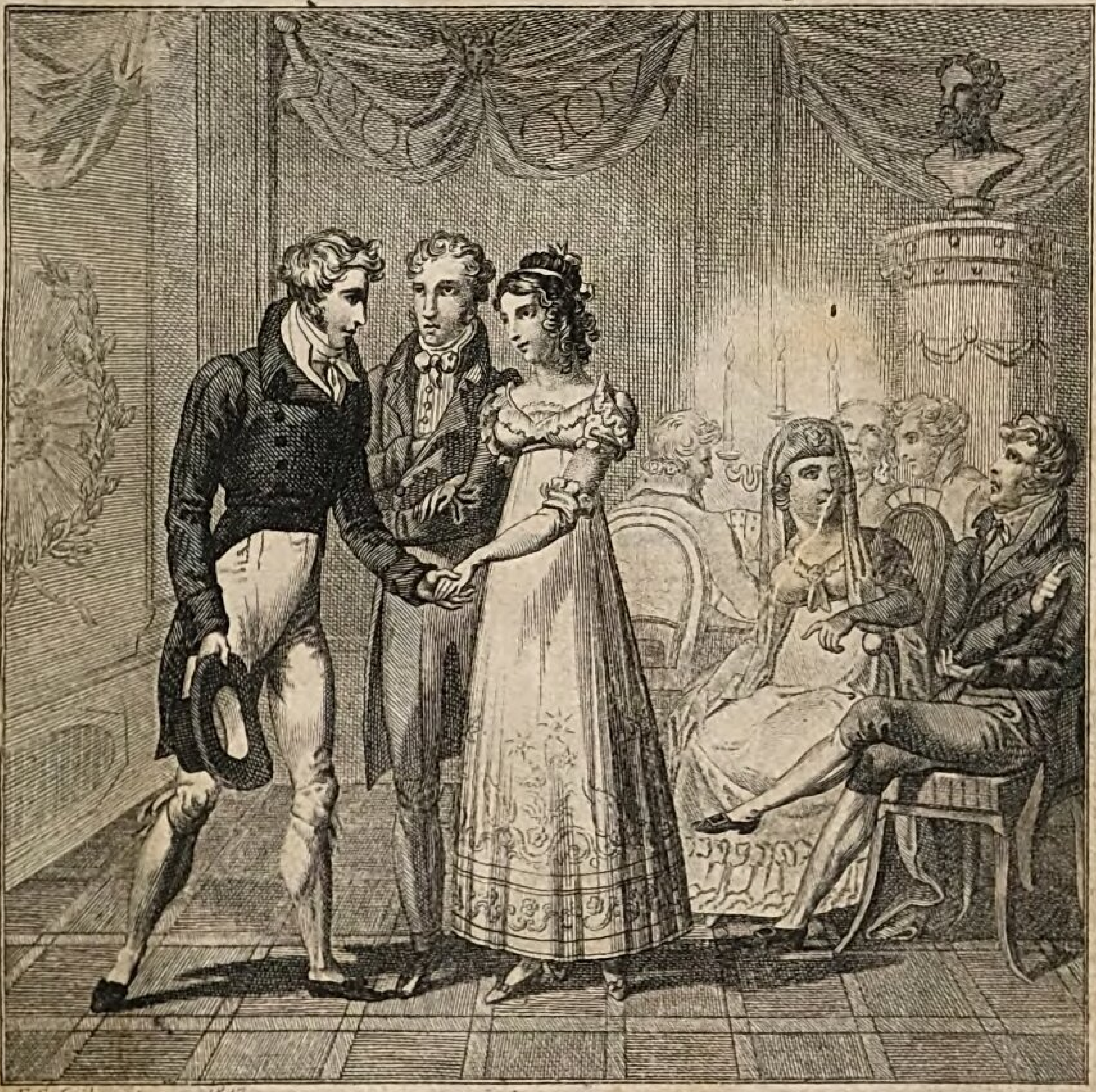
oder

Grundsätze und Regeln

des Anstandes, der Grazie, der feinen Lebensart, und der wahren Höflichkeit.

Von

Prof. G. J. Wenzel.



F. S. Gibwart . . 1817.

Sechste unveränderte Auflage.

Pesth 1817, bey C. A. Hartleben.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Der

Mann von Welt.

Von

Prof. G. J. Wenzel.

Vorbericht.

Verstand und Tugend sind ohne Widerrede höchst schätzbare Eigenschaften am Menschen, — aber, leider, werden sie im praktischen Leben gewöhnlich zu wenig geachtet, und verlieren sich oft ganz, wenn man nicht zugleich vor der Welt mit der Gabe der Liebenswürdigkeit erscheint, d. i., Kenntnisse und gutes Herz nicht zugleich mit einem gefallenden Aeußern verbindet.

Das Aeußere ist unstreitig das Erste, worauf gesehen wird, worauf die Blicke der meisten Menschen zuerst fallen. Gefällt nun dieses nicht, so ist es nur ein Ohngefähr, ein Gerathewohl, wenn Verstand und Tugend nach ihrem Werthe taxirt werden. Man muß schlechterdings die Sinne der Menschen zuerst angenehm reizen, wenn man auf sie einen vortheilhaften und dauernden Eindruck machen, und seine übrigen, wirklich innern Werth besitzenden Eigenschaften erkannt wissen will.

Dieß war der Beweggrund, welcher mich vermochte, Hand an gegenwärtiges Werkchen zu legen, und hauptsächlich der aufblühenden Welt ein Buch zu liefern, das die Sitten und den Geschmack der Jetztzeit, die so sehr auf das Schöne und Feine dringt, athmen sollte.

Chesterfield, Knigge, Campe, Siede, und mehrere andere gute Schriftsteller haben in ihren Schriften, die jedoch größtentheils nur auf Lebensklugheit abzweckten, viel Brauchbares in Hinsicht auf Lebensart und Höflichkeit hinterlassen. Ich habe diese Männer benützt,* wie ich sie denn auch nothwendig bei dieser Gattung Arbeit benützen mußte, und ihre Bemerkungen mit den meinigen in ein Ganzes verwebt, das vielleicht nicht mit Unrecht als eine Anleitung zur feinen Lebensart und wahren Höflichkeit angesehen werden kann.

*und zwar so sehr, daß der gegenwärtige Extract aus diesen Werken allen Anspruch auf Originalität mir

G. J. Wenzel.

[illegible]

Einleitung.

Man kann ein vortreffliches Herz, den hellsten Verstand, die ausgebreitetesten Kenntnisse besitzen, und dennoch den Menschen, mit denen man umgeht, nicht gefallen, ja sogar selbst mißfallen; wenn man nämlich diejenigen Tugenden und Eigenschaften nicht hat, die gleich beim ersten Blicke für sich einnehmen, und unwiderstehlich an sich ziehen, wenn uns die gefallenden Gaben mangeln. Ein Mensch, der die Kunst nicht verstehet mit Anstand und Grazie vor andern zu erscheinen, sich in jedem Verhältnisse so zu benehmen, wie es die Natur dieses Verhältnisses erheischt, sich von einer Seite zu zeigen, die dem Auge seiner Beobachter schmeichelt, und in alle seine Bewegungen und Handlungen, Mienen, Gebehrden und Sprache, Stellung, Blicke, Händehaltung und Gang, mit einem Worte, in sein ganzes Thun und Lassen, etwas Angenehmes, Reizendes, Harmonisches, sei-

nem eigenen, wie dem Charakter jedes Einzelnen, mit dem er es zu thun hat, Entsprechendes zu legen, ein solcher Mensch, er mag übrigens so vollkommen seyn, als er wolle, er mag der Tugendhafteste, der Gelehrteste, der Geschickteste seyn, wird demungeachtet den Beifall der feinern Welt nicht erhalten. Man wird seine Tugend schätzen, seiner Geschicklichkeit, seinen Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber sich nicht nach seinem Umgange sehnen, seine Gesellschaft nicht suchen, und oft wohl gar ihn lächerlich finden. Man wird ihn bedauern, daß er zu den vielen Vorzügen, die ihm eigen sind, gerade diejenigen hinzuzuthun vergessen habe, die zuerst in die Augen fallen, auf welche vor allen andern die Menschen sehen, die der Tugend, Kenntnissen und Geschicklichkeiten selbst als Folie dienen, durch welche der Glanz derselben erhöhet wird, und die zugleich von der Art sind, daß sie sich leichter als Tugend, Kenntnisse und Geschicklichkeit erwerben lassen. Man wird uns den Mangel an feiner Lebensart, an Artigkeit, Geschmeidigkeit und Gewandtheit, den Mangel an äußerer Politur und Veredlung, als eine unverzeihliche Nachlässigkeit anrechnen, uns beschuldigen, daß wir die der Gesellschaft schuldige Ach=

tung hintansetzen, und diejenigen Eigenschaften für gering halten, die doch von dem edlern Theile der Menschen geschätzt, und als wesentlich nothwendig im praktischen Leben angesehen werden. Viele, weniger vorsichtig und schonend in ihren Urtheilen, werden durch diese an uns bemerkten Mängel geneigt, selbst unsere Tugend, Kenntnisse und Verdienste, die wir uns wirklich beigelegt haben, zu bezweifeln. Noch mehrere werden diese gar nicht in Anschlag bringen, sobald sie entdecken, daß uns der feine, der schöne, der anmuthige, der gefallende Mensch fehle. Denn Tugenden des Herzens, Wissenschaften und Verdienste ohne äußere Annehmlichkeit, sind Schönheiten ohne Reiz, sind Gaben, die in unserm Innern liegen, und die man zum Unglücke gewöhnlich nicht aufsucht, wenn uns nicht eine äußere Liebenswürdigkeit sie ahnden läßt.

Wir würden ungerecht gegen die Menschen seyn, wenn man es ihnen zur Last legen wollte, daß sie uns insgemein zuerst nach dem Aeußern beurtheilen; das Aeußere an uns ist ja das Erste, was auf andere wirkt. Ist dieser Eindruck geschehen, dann erst entfaltet sich das Gemüth. Wohl uns, wenn jener erste Eindruck, den unser Aeußeres auf andere machte,

günstig war; dann können wir versichert seyn, daß auch mittelmäßige Eigenschaften unsers Herzens und Geistes gute Aufnahme finden werden, so wie man wirklich Beispiele in Menge hat, daß sie zur Riesengröße erhoben worden sind, wenn ihre Besitzer äußerlich gefielen.

Den Menschen, nach seinem innern Gehalte zu schätzen, dazu gehören mancherlei Kenntnisse, scharfer Beobachtungsgeist, Verleugnung seiner selbst, Zeit und Gelegenheit; Bedingungen, die man nicht bei jedem Einzelnen voraussetzen kann. Im Allgemeinen nimmt uns die Welt so, wie wir uns ihr von außen zeigen. Es ist daher unsere Pflicht, uns so darzustellen, daß sie Wohlgefallen an uns beim ersten Blicke finde, und uns der Mühe werth halte, zu untersuchen, wie wir auch von innen beschaffen sind. Dazu kommt noch, daß sich sogar in vielen Stücken der innere Mensch durch den äußern verräth. Den ordentlichen, geschickten, gebildeten Mann, die verständige, sanfte, gesittete Schöne, kann man leicht an Blick, Miene, Bewegungen, Sprache und Ton, an Kleidung, Gebehrden, Gang u. s. w. erkennen, so wie sich die Ausschweifung, der Unverstand, die Unsitte in eben diesen Dingen nicht selten enthüllen. Gewiß

ein sehr wichtiger Beweggrund, nach einem tadelfreien Aeußern zu ringen, um nicht zu ungünstigen Urtheilen durch sichtbare äußere Schlacken und Mängel Anlaß zu geben!

Wer sein Glück in der Welt machen will, muß schlechterdings der Welt gefallen; muß das an sich haben, was nach der allgemeinen Meinung verständiger und gebildeter Menschen, als schön, als liebenswürdig, als empfehlend erklärt wird. Hier den Sonderling spielen wollen, ist Thorheit, und der verdient mit Recht zurückgesetzt zu werden, der nicht in dem Lichte erscheint, das Menschencultur angezündet und verbreitet hat.

Talente, und zwar große Talente, Verdienste vom Belange, die vortrefflichen Herzenseigenschaften, mußten schon oft, weil sie nicht mit äußern gefallenden Gaben vergesellschaftet waren, mindern Vollkommenheiten dieser Art nachstehen und weichen, denen sich ein Aeußeres zugesellt hatte, das Politur verrieth.

„Der kenntnißvolle, arbeitsame junge Mann dort, der das beste Herz im Busen trägt, dessen Sitten unbescholten sind, scheint vom Glück ganz verlassen zu seyn; auch nicht die kleinste Stelle, um welche

er anhielt, ward ihm zu Theil, indeß sie seinem Mitwerber, dessen Fähigkeiten und Verdienste ungleich eingeschränkter sind, sogleich, ohne alle Mühe und Anstand, zugesprochen ward. Es gehet doch sonderbar in der Welt zu!“

Nichts weniger als sonderbar! Der kenntnißvolle junge Mann ist selbst Schuld daran. Seine Steifheit, Ungelenkigkeit, das Disharmonische in seinem ganzen Betragen, das Plumpe in seinen Bewegungen, das Hölzerne in seiner Stellung, der Tod in seiner Sprache und seinem Tone, das Gesicht ohne allen Ausdruck, ohne Interesse, der matte, schüchterne Blick, der sichtbare Mangel an Zutrauen in sich selbst, die komische Wahl seiner Kleidungsstücke, die abgeschmackte Frisur, die unhöfliche Höflichkeit dieses übrigens sehr geschickten Mannes, sind die Ursachen, die ihn an seinem Fortkommen hindern; da im Gegentheile sein minder fähiger Mitwerber mit Gewalt den Beifall aller Menschen an sich reißt, die Herzen durch Anmuth und Grazie in allem, was er thut und spricht, für sich einnimmt, und so von ihnen alles, was er wünscht, erhält.

Dieses vorausgeschickt, entstehet die wichtige Frage: W i e m u ß u n s e r A e u ß e r e s b e s c h a f-

fen seyn, wenn uns der Beifall der Welt, die Liebe und Achtung der Menschen nicht entgehen sollen?

Eine Frage, die einmal im Allgemeinen, und dann auch im Einzelnen beantwortet werden muß.

Im Allgemeinen ziehet das Aeußere uns den Beifall der Welt zu, wenn es vollkommen den Gesetzen, welche in dieser Hinsicht die gebildete Vernunft und der feinste Geschmack entworfen haben, und die, zusammengenommen, die Wissenschaft der äußern Menschencultur ausmachen, entspricht. Entsprechen wird es aber diesen Gesetzen, sobald es so geartet ist, daß es nicht nur nicht die Sinne der Menschen beleidigt, sondern auch denselben schmeichelt, und angenehme Empfindungen in jedem, der mit uns umgeht, erreget.

Da nun das Aeußere am Menschen ein Ganzes ist, das aus mehreren verschiedenen Theilen bestehet, so muß auch jeder dieser Theile für sich diejenige Cultur erhalten haben, die ihm nothwendig ist, wenn Harmonie in dem Ganzen herrschen, und dadurch den Sinnen anderer geschmeichelt werden soll.

Gegenwärtiges Werkchen theilet sich daher in zwei Hauptabschnitte, nämlich in den Abschnitt von den allgemeinen Eigenschaften, die den Menschen von außen in jedem Verhältnisse des Lebens zieren, und dann in den Abschnitt von den besondern Eigenschaften, die in den einzelnen Verhältnissen dieses Lebens, in specieller Hinsicht auf dieselben, von uns gefordert werden, und also als Theile des Ganzen zu betrachten sind, das uns an andere empfehlen soll.

Der von innen vollkommene Mensch, wenn er zugleich auch äußerlich vollkommen ist, wenn er mit der Schönheit der Seele auch Schönheit in seinem körperlichen Ausdrucke verbindet, und durch alles, was an ihm sichtbar ist, ohne Zwang gefällt und reizt, dieser hat unstreitig das Ziel seiner Veredlung erreicht, hat eine Stufe erstiegen, die ihn eben so verehrungswerth als liebenswürdig in den Augen der ganzen Welt macht.

Erster Abschnitt.

Aeußere Eigenschaften, die den Menschen in jedem Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens überhaupt zieren.

I.

Schönheit des Körpers.

Wir haben außerordentlich viele Schwierigkeiten zu überwinden, ungemein viel zu thun, wenn wir ohne körperliche Schönheit gute Aufnahme unter den Menschen finden wollen; auch glückt es uns nur selten. Man wird insgemein blind gegen unsere Vollkommenheiten und Vorzüge, wenn wir mit einem häßlichen Gesichte, mit Ungestaltheit, mit unregelmäßigen Zügen erscheinen. Der Eindruck, den wir dadurch auf andere machen, ist widrig, er beleidigt das Auge; man sucht sich dieser unangenehmen Empfindung zu entledigen, und meidet uns, wo man nur immer kann. Körperliche Schönheit hingegen gewähret einen interessanten Anblick, nimmt für uns ein, man weilet gern an unserer Seite. Aber ist denn die

Schönheit ein Etwas, worüber wir gebieten können? Stehet es in unserer Macht, schön oder nicht schön zu seyn? Ich glaube, allerdings, wenn nämlich die Rede von jener Schönheit ist, die von einem vollkommen gesunden Zustande des Körpers, von der Reinheit und Lauterkeit der Säfte, von den regelmäßigen Linien, welche die Hand der Natur auf unserer Oberfläche zog, und von der uns angebornen Wohlgestaltheit der Glieder und ihrem richtigen Verhältnisse gegen einander erzeugt wird. In wiefern wir unsere Gesundheit untergraben, die Säfte verunreinigen, die Gesichtszüge durch Ausschweifungen und stürmische Leidenschaften verzerren, den Gliederbau verunstalten können, in so weit, denke ich, stehe es auch in unserer Macht, von allem dem das Gegentheil zu thun, unser Physisches zu vervollkommnen, und also auch unsere natürliche Schönheit zu erhalten, zu erhöhen oder zu verringern und zu verlieren.

Die Regel: Man sorge für seine Gesundheit, und man sorget zugleich für seine Schönheit, kann nicht genug empfohlen werden. Man wird vergebens zu Schönheitsmitteln seine Zuflucht nehmen, wenn verdorbene Säfte in den Kanälen des Körpers fließen, Schärfen und Unreinigkeiten sich unter der Haut absetzen, die Gefäße verstopft sind, und die Natur in ihren Verrichtungen gestöret wird, wenn wir siech und kränklich sind,

irgend ein Theil des Körpers verletzt, und aus seinem Verhältnisse mit den übrigen Theilen gebracht oder unbrauchbar zu seiner Bestimmung gemacht wird. Nach dem Grade der geschwächten Gesundheit, verschwinden auch früher oder später, mehr oder weniger, die körperliche Schönheit, wenn nicht, da es noch Zeit ist, Hülfe geschafft, und dem Uebel gehörig gesteuert wird. Man erhalte sich gesund, und man hat, wo nicht alles, doch das Wichtigste für die Schönheit gethan. In diesem Grundsatze sind Gesetz und Propheten enthalten. Man versichert sich aber der Gesundheit, und durch diese der Schönheit, wenn man nachstehende Vorschrift gewissenhaft befolgt.

1. Man lebe einfach und mäßig. Im Genusse der Speisen und Getränke sowohl, als im Genusse jedes Vergnügens, sey dieß unser erstes, unverbrüchliches Gesetz. Einfache Lebensart ist in jeder Betrachtung ein großes Erhaltungsmittel der Gesundheit; sie erhält unsere Natur, unsere körperliche Beschaffenheit in ihren natürlichen Wirkungen aufrecht und thätig. Je einfacher Kost und Getränke sind, desto weniger haben wir Krankheiten, Verunreinigung der Säfte, Stockungen u. s. w. zu befürchten. Kein Getränke übertrifft das edle so sehr verschönernde Wasser, das die Gefäße ausspühlt, das Geblüt verdünnet, und vor Wallungen und Hitze bewahret. Nichts ist schädlicher als starke Ge-

tränke, sie gähren unsere Kräfte auf, und sind erklärte Feinde der Schönheit. Rothe, tränfelnde, kleine Augen, gelbe, faulende Zähne, Ausschläge, Beulen, Flecke, unreiner Teint, blasigte, welke Haut u. s. w. sind die Gaben, mit denen sie gewöhnlich ihre Liebhaber beschenken. Speisen, die uns unsere Vatererde liefert, sind allemal jenen des Auslandes vorzuziehen, und sehr zu wünschen wäre es, daß man sich mehr an Pflanzenspeisen, als an Fleischkost gewöhnen wollte; dieses, weil es große Neigung zur Fäulniß hat, verunreiniget die Säfte, und macht sie scharf, dahingegen Speisen aus dem Pflanzenreiche weniger reizen, und dem Geblüte den Charakter der Mildheit geben. Wenigstens sollte man das Fleisch nie ohne Vegetabilien genießen. Gewürze sollen nur von einer kargen Hand unter die Nahrungsmittel gemischt werden, und je künstlicher der Koch oder die Köchin ist, je zusammengesetzter ihr Machwerk auf unsere Tafel kommt, desto weniger haben sie Anspruch auf den Beifall des Verständigen. Sie sind eine Art von Giftmischer, ohne es selbst zu wissen.

2. Man lerne seine Natur vollkommen kennen, sey aufmerksam darauf, was man ertragen oder nicht ertragen kann, auf die Wirkungen dieses oder jenes Getränkes, dieser oder jener Speise, auf die schwache Seite unseres Körpers, der am allerwenigsten zu nahe getreten werden darf, und man wird bald im Besitze

einer Menge der brauchbarsten Gesundheitsregeln seyn, die hier unmöglich individuell gegeben werden können.

3. Man sorge für eine reine temperirte Luft, das ist, für eine Luft, die weder zu warm noch zu kalt, weder zu feucht noch zu trocken ist, die sich ohne Beschwerde athmen läßt, in der man munter, aufgeweckt bleibt. Man meide daher den zu langen Aufenthalt in der Luft sehr heißer Sommertage, die Luft ausdünstender Sümpfe, faulender Körper, stark riechender Pflanzen zur Nachtzeit, die Luft lange verschlossen gewesener Zimmer, die Luft der Gewölbe und Keller, feuchter Stuben u. s. w., ferner die Luft, in welcher viele Menschen und Thiere athmen, viele Lichter, besonders Talglichter und Lampen brennen. Alle diese Luftarten sind Gifte für die Gesundheit, und nichts verdirbt früher die Blume der Schönheit auf unseren Wangen, als ein dauernder Aufenthalt in denselben. Die Luft, die uns umgibt, die in unsere Lungen dringt, die wir einsaugen, muß oft erneuert werden, oder wir verderben sie selbst, und machen sie uns schädlich.

4. Es ist ein schlimmes Vorurtheil, wenn man dafürhält, daß vieles Schlafen der Gesundheit und Schönheit zuträglich sey; es verdickt die Säfte, gibt Anlaß zu Stockungen, und erzeugt Vollblütigkeit, Uebel, bey denen unmöglich Schönheit des Körpers bestehen kann. Aber auch eben so

feindselig erweiset sich gegen dieselbe ein zu lange fortgesetztes Wachen, besonders das Wachen tief in die Nacht hinein. Dieses verzehrt unsere Kräfte, tödtet die schöne Gesichtsfarbe, und setzt eine gelbliche ekelhafte Blässe an ihre Stelle, benimmt dem Auge Feuer und Glanz, und verscheuchet jeden gefälligen Ausdruck aus der Physiognomie.

5. Gesundheit und Schönheit werden uns verlassen, wenn wir die so wesentlich nothwendige Bewegung des Körpers hintansetzen, und unser Leben größtentheils sitzend zubringen. In diesem Falle erschlafft alles an uns; die Feinheit des Teints geht verloren, die Haut verwelkt. Man sieht dieses deutlich an Gelehrten, die am Schreibpulte, und an Damen, die am Näh- oder Spieltische, zwischen vier Wänden eingesperrt, verbutten. Nichts übertrifft die Bewegung in freyer Luft, die rein und gesund ist. Sie ist Balsam für die Gesundheit, und eine der besten Schminken in Hinsicht der Schönheit.

6. Unter diese nie zu vernachlässigenden Schminken gehöret auch die Reinlichkeit. Ohne sie werden wir krank, und in Ansehung der Schönheit wirket sie in der That Wunder. Wer täglich alle Theile seines Körpers mit kaltem frischen Wasser wäscht, und oft badet, der wird nicht nur allein an Kraft, Stärke und Fülle, sondern auch an Feinheit der Haut, Glanz und Farbe derselben gewinnen.

7. Im Bezug auf Gesundheit und Schönheit ist auch die **Kleidung** ein wichtiger Gegenstand. Beyde diese Huldgöttinnen weichen von uns, wenn wir Kleider tragen, welche entweder die Ausdünstung des Körpers unterbrechen, oder Schweiß verursachen, und demselben keinen freien Ausgang gestatten. Jenes thun zu dünne und leichte, dieses zu dichte, warme und schwere Kleider. Jedes Kleidungsstück ist verwerflich, das irgend einen Theil des Leibes preßt, besonders den Unterleib und die Brust einengt. In der Kleidung muß man daher hauptsächlich darauf sehen, daß sie bequem und nur mäßig warm sey. Die Füße müssen am sorgfältigsten, der Kopf am nachlässigsten bekleidet seyn.

8. Ueberhaupt ist ein mehr kühles als warmes Verhalten ein treffliches Erhaltungsmittel der Gesundheit und eines schönen äußern Ansehens. Mithin sind zu heiße Wohnzimmer, viele Betten und Pelze, Dinge, die geflohen werden müssen, und sehr gut ist es, wenn man sich's zur Gewohnheit gemacht hat, auch bei kalter und rauher Witterung eine Promenade zu machen.

9. Lasterhaftigkeit, Liederlichkeit, Leidenschaften, insbesondere Wollust, Neid und Zorn, machen gelb und fahl, rauben dem Auge Glanz und Kraft, vertilgen die Blüthe der Gesundheit und Jugend von Lippen und Wangen, nehmen dem Körper Gewandt-

heit, Raschheit und Lust zur Thätigkeit, schwächen die Lebenskräfte, und bewirken ein frühes Alter. Wer erkennt nicht an dem zitternden, schleichenden Gange, an der dürren Hand, an dem beständigen Mißmuthe, an der schwachen, heisern Stimme, an dem matten Blicke, den Wollüstling! Wer siehet in der verzerrten Lippe, in den kleinen, schielenden Augen, in dem hämischen Lachen des Mundes, in der blassen Gesichtsfarbe nicht den Neid! Welche gräßliche Züge hinterläßt der Zorn, wie verwirrt er die ganze Ordnung des Gesichts! Wie krampfhaft werden Lippen, Stirn und Auge!

10. Nach zu großen körperlichen Anstrengungen sogleich einer anhaltenden Ruhe zu pflegen, schadet der Gesundheit eben so sehr, als alles starke Erhitzen und Abkühlen. Die Natur leidet durchaus keinen Sprung, und straft die Uebertreter ihrer Gesetze mit Kränklichkeit, Siechthum und Häßlichkeit.

Ich will zum Schlusse nur noch einige Schönheitsmittel anführen. Unter allen Schminken ist, wie ich schon erinnert habe, das kalte Wasser die beste. Man wählet dazu dasjenige, was am weichsten und am wenigsten mit Erde- und Salpetertheilchen vermischt ist. Nicht so gut ist daher das Brunnen- als das Flußwasser. In Ermangelung des letzteren kann man das Brunnenwasser dadurch mildern und verfeinern, daß man es kochen und dann in

einem Keller wieder kalt werden läßt. Es wird ein vortreffliches Schönheitswasser, wenn man darunter einige Hände voll Lindenblätter thut.

Man wäscht sich das Gesicht nicht sogleich nach dem Aufstehen; die Betthitze muß uns erst verlassen haben. Eben so wenig verträgt die Schönheit das Waschen, wenn man schwitzt, der Schweiß schlägt sonst zurück, die Ausdünstung wird gehindert, und es entstehen Unreinigkeit, Flecken und Geschwüre.

Man setze niemals Gesicht und Hände, wenn sie sehr heiß sind und schwitzen, der Zugluft aus; die Haut wird rauh und grob.

Schöne weiße Zähne sind unstreitig ein Gegenstand von großer Wichtigkeit. Ein Mund, der schön spricht, gefällt, aber er gefällt noch einmal so gut, wenn die geöffneten Lippen alabasterne Linien sehen lassen. Hier einige Regeln zur Erreichung dieses Zweckes. Man verbinde immer einen gehörigen Genuß der Vegetabilien oder des Brodes mit dem Fleische; denn das Fleisch bleibt weit leichter zwischen den Zähnen hängen, fault, und greift dieselben an. Es gibt kein besseres Zahnpulver, als das Kauen eines Stückes schwarzen trockenen Brodes, und es ist daher die Gewohnheit sehr lobenswürdig, jedesmal nach der Mahlzeit ein Brodrindchen langsam zu verkauen.

— Man vermeide jeden plötzlichen Uebergang der Zähne aus einer heißen in eine kalte Temperatur, und umgekehrt. Denn der Ueberzug jedes Zahns ist glas- oder emailartig, und kann bei jedem solchen schnellen Wechsel leicht einen Sprung bekommen, in den sich die verdorbenen Theile hineinsetzen, und so den ersten Grund zur Verderbniß des Innern legen. Es ist mithin am besten nie zu heiße oder zu kalte Dinge in den Mund zu nehmen, am allerwenigsten während des Genusses von etwas Heißem, z. B. der warmen Suppe, kalt zu trinken. — Man kaue keinen Zucker und vermeide auch Zuckergebackenes, das mit viel zähen und leimigten Theilen vermischt ist. — Sobald man den ersten angefressenen Zahn bemerkt, so lasse man ihn gleich herausnehmen, oder man befürchte, daß er seine Nachbarn ansteckt. — Man spühle alle Morgen, insbesondere aber nach jeder Mahlzeit die Zähne mit Wasser aus; denn dadurch werden die Ueberreste der Speisen weggenommen, die so gewöhnlich zwischen den Zähnen sitzen bleiben, und den Grund zu ihrem Verderben legen. — Man wasche sich auch, was gewöhnlich nicht geschieht, hinter den Zähnen, wo die Zunge anstößt; da setzen sich am ersten Unreinigkeiten und Schärfe an, und fressen die Zähne hohl. — Zuweilen haben die Zähne eine besondere Neigung, den sogenannten Weinstein anzusetzen, und da wird es oft nothwendig, sich eines Zahnpulvers zu

bedienen. Man hat verschiedene Pulver zu diesem Ende erfunden, aber leider taugen die meisten nichts, schaden mehr, als sie nützen. Der berühmte Hufeland, auf den man sich allerdings mehr verlassen kann, als auf jeden Zahnarzt, empfiehlt Folgendes: ein Loth rothes Sandelholz, ein halbes Loth China, werden äußerst fein gepulvert, und durch ein Haarsieb gestäubt: sodann 6 Tropfen Nelken- und eben so viel Bergamotöl zugemischt, und damit die Zähne des Morgens abgerieben. Ist das Zahnfleisch schwammicht, blutend, scorbutisch, so setzt man noch ein halbes Quentchen Alaun hinzu. — Nur im äußersten Nothfalle nehme man zu den Zahnstochern seine Zuflucht, und wähle ja nicht etwa dazu Nadeln, Gabeln, Messerspitzen, die überhaupt schädlich sind, sondern weiche hölzerne Stiftchen, am besten aus Wacholderholz geschnitten. Aber, wie gesagt, auch diese darf man nur äußerst selten brauchen, und folge keineswegs der Sitte derer, die, um ihr schönes Etuis zu zeigen, alle Augenblicke mit dem Zahnstocher sich zu thun machen; die Zähne werden auf diese Art immer mehr von einander getrieben, und die Speisen setzen sich nachher beständig dazwischen, zu geschweigen, daß man gewöhnlich bey dieser eklen Operation das Zahnfleisch verletzet, und durch das damit verknüpfte Bluten den Appetit der Anwesenden eben nicht erhöhet.

Ein vorzügliches Schönheitsmittel, das einen außerordentlichen reinen und weißen Teint gibt, ist nach häufigen Erfahrungen die sogenannte bittere Frühlingskresse, die auch einige eben so nützlich mit der Brunnenkresse verwechselt haben: man läßt sie in Flußwasser kochen, und wäscht sich des Abends im Frühlinge mit dem kalt gewordenen Kressewasser. Am Tage setzt man dabei das Gesicht, ohne sich zu geniren, der Frühlingsluft aus, und jemehr dieß geschieht, desto wirksamer und gesünder soll dieß Wasser seyn. Zur Geschmeidigkeit des Gesichtes trägt auch die frische kühle Molke viel bei. Man hat bemerkt, daß öftere Reibungen der Schläfe und des Nackens mit kaltem Wasser dem Gesichte Munterkeit, und dem Blicke Leben geben, so wie man gleichfalls aus Beobachtungen weiß, daß das viele Sitzen bei brennender Sonne hinter einem Fenster, das unreine blasigte Glasscheiben hat, schon sehr oft von den kleinen Brandflecken, die das Gesicht so sehr verunstalten, Ursache war. Die kleinen Bläschen im Glase sind oft wahre Brennpunkte. Schleenblüthe in Milch gekocht, und des Abends als kaltes Waschwasser gebraucht, haben schon mehrere mit dem besten Erfolge gegen die Sommerflecken gebraucht. Das Gesicht, im Winter mit Schnee gewaschen, wird jugendlich und munter; ältlich und runzlich macht das warme Wasser.

Ich komme auf die Hände. Das Baden der Hände im kalten Wasser hat vortreffliche Folgen.

Graziöse Bildung und eine angenehme Beweglichkeit verschafft den Fingern vorzüglich das Clavier- und Harfenspiel. Um grobe Hände weich und fein zu machen, wasche man sie des Abends und Morgens mit dem Weißen vom Ei, fahre damit einige Wochen fort, und trage des Nachts weiche lederne Handschuhe.

Auch die Nägel an den Fingern verdienen unsere Sorgfalt. Wenn sie eine gute Form und Farbe haben, sind sie wahre Edelsteine an den Händen. Wölben kann man sie mit sehr gutem Erfolge dadurch, daß man die Finger oft vorne an den Spitzen zusammendrückt; dadurch krümmet und beuget sich der Nagel runder. Man wasche und trockne sich an den Fingern nie abwärts, sondern immer aufwärts, damit man die Haut, die an der Wurzel des Nagels zu sehen ist, nicht aus ihrer Lage verrücke. Zum Beschneiden der Nägel wähle man immer recht scharfe Instrumente, und schneide stets in halben Zirkelbogen.

Ein schönes langes Haar rechnet man gewöhnlich unter die Erfordernisse der Schönheit. Eines der besten, den Wachsthum des Haares befördernden Mittel soll folgendes seyn:

Man nehme ein Pfund frisches Mark aus Rindsknochen, und thue es in eine geräumige gläserne Flasche, man schütte ferner hinein: 1 Loth

Muskatenblüthe, 1 Loth Nelken, 2 Loth Cardemomen, und 1 Loth frische Lorbeerblätter, diese werden zerschnitten, die andern Sachen aber zerstoßen. Man verbinde die Bouteille mit einer Schweinsblase, durch die man ein Loch mit einer Nadel sticht. Nun nehme man einen geräumigen irdenen Topf, lege auf den Boden einen Kranz von Stroh, setze die Bouteille darauf, und umschütte sie ganz mit Wasser. Den Hals der Bouteille bindet man in dem obern Theile des Topfes mit Bindfaden fest, setzt nun den Topf auf das Feuer, und erhält ihn 6 Stunden lang im Kochen, das verdunstete Wasser wird von Zeit zu Zeit durch Nachgießen wieder ersetzt. Nach Verlauf dieser Zeit nimmt man die Bouteille heraus und gießt die Salbe auf eine Leinwand, die man auf einen Rahmen ausspannt, oder über einen Durchschlag ausgebreitet hat, und drückt das Zurückbleibende gut durch, ehe es erkaltet. Das Durchgelaufene ist nun die verlangte Pomade, mit der man alle Abende die Haare gut einreibt.

II.

Cultur des Blicks, der Miene.

Es gibt Menschen, die durch ihre Blicke abschrecken, durch ihre Mienen jeden von sich stoßen, sich unleidlich machen, zu schiefen Urtheilen über

ihren Charakter Anlaß geben, ihre Vorzüge verdunkeln. — Der Blick, der allgemein gefallt, in jedem Verhältnisse, in jeder Lage den Menschen ziert, muß offen seyn. Es ist ein Blick, der Zutrauen gegen sich einflößt, auf Reinheit der Gesinnungen schließen läßt, und Festigkeit des Charakters, Selbstgefühl, das Bewußtseyn des eigenen Werthes andeutet. Der Mensch mit einem offenen Blicke, mit einer offenen Miene siehet jedermann bescheiden, sanft, mit Freundlichkeit und Ergebenheit in's Gesicht. Er blinzelt niemals, sein Auge verräth keine Aengstlichkeit, er ist ohne Scheu, unerschrocken, aber nicht unverschämt, nicht frech, nicht schleichend und kriechend. Er wird von einem feinen Lächeln, von dem Ausdrucke einer weisen Fröhlichkeit und Zufriedenheit der Seele begleitet. Der offene Blick ist nicht gaffend, nicht anstarrend; dieser ist dem Rohen und Unwissenden, der Dummheit eigen; er ist das Werk eines natürlich schön geöffneten Auges, das weder zu beweglich, noch zu starr ist.

Der Blick, den die gesittete Welt von uns verlangt, muß ferner fest seyn; das ist: unser Auge darf nicht herumschwärmen, nicht mit jeder Sekunde auf einem andern Gegenstande weilen, nicht nicken und in eine bebende Bewegung gerathen, wenn es der Blick eines andern trifft; es muß diesen aushalten können, ohne ihn jedoch verschlingen zu wollen. — Nichts ist unleidentlicher, als ein Mensch

mit einem unsteten vagen Blicke; er verliert alles Interesse für uns; wir schreiben ihm eine zerstreute, unruhige, ungebildete Seele zu; ja, wir werden nicht selten sogar geneigt, seine Moralität in einem zweideutigen Lichte zu sehen.

Eben so nothwendig ist ein bescheidener Blick dem Menschen von Erziehung und Cultur. Er ist das Gegentheil des anmaßenden, arroganten Blickes, der die Aufmerksamkeit anderer mit Gewalt auf sich ziehen will, er ist nicht stechend, nicht pikirend, nicht selbstgefällig, wie der Blick des Thoren, des Stolzen, Aufgeblasenen, des Prahlers, des Pedanten, der Schadenfreude, des bösen Herzens; es ist ein aufmerksamer, ein gewisses Mißtrauen in sich selbst verrathender, fragender, lehrgieriger, Blick. Er ist voll Sanftmuth und Ergebenheit, ganz Antipode des wilden, frechen, kokettten, schamlosen Blicks, aber auch nicht der Blick der lächerlichen Demuth, die menschenscheu ist, immer nur zur Erde sieht, mit einem unterthänigen Lächeln daher kriecht, und im Staube ihre Bestimmung zu finden glaubt.

Nicht minder darf unserm Blicke Heiterkeit fehlen. Alles Finstere und Mürrische muß aus demselben verbannet seyn. Der trübe, in sich gekehrte, verschlossene, düstere Blick ist, der Regel nach, das Attribut eines bösen Gewissens, eines

zerrütteten Gemüths, eines heimtückischen Charakters. Unser Blick und Miene müssen Freude und frohe Stimmung um sich her verbreiten, und Zeugen von innerer Ruhe und Ordnung seyn. Auch in den Blicken und Mienen des Leidenden kann und soll Heiterkeit liegen. Sokrates litt viel, und dennoch lächelte sein Auge, dennoch strahlte Freundlichkeit aus seiner Miene.

Dieß sind die allgemeinen Eigenschaften des Blicks, ohne die wir schlechterdings nicht auf den Beifall der Menschen rechnen können. Es gibt noch besondere Blicke, die nur in gewissen Verhältnissen Statt finden. Ich werde im zweiten Abschnitte von diesen Blicken reden.

So eingerichtete Blicke verschaffen uns auch eine angenehme gefällige Miene, eine Miene, die an's Lächeln gränzt, aus der ein lieblicher Ernst, und wahre innere Würde, Wohlwollen und Humanität hervorleuchten. Mit einer solchen Miene begabt, entwaffnen wir den Versucher unserer Tugend, entfernen den Schmeichler von uns, verbannen den Lasterhaften aus unserer Gesellschaft, strafen die Thorheit, und züchtigen die Dummdreistigkeit. Mit einer solchen Miene machen wir uns allenthalben geltend, beliebt, und erwecken Achtung für uns. Das Gesicht erhält dadurch Offenheit, Freundlichkeit, und etwas Anziehendes, das man unmöglich

beschreiben kann; es wird ein liebenswürdiges Gesicht, das uns den Zugang zu den besten Menschen, zu den angenehmsten Gesellschaften, zu unserm Glücke und Fortkommen versichert. Selbst der Böse verweilt bei einem solchen Gesichte, bei einer solchen Miene, und schenkt ihr seine Bewunderung.

Doch wie läßt sich diese Miene erlangen? Welches sind die Mittel, die uns dieselbe geben? Ich antworte:

Veredlung des Herzens, und
Nachahmung solcher Personen, die diese Miene haben.

Sollen unsere Züge sanft, menschenfreundlich, milde, theilnehmend, gefällig, gütig, zuvorkommend seyn, so müssen wir also Sinn für Wohlthätigkeit, Mitleiden, Menschenfreundlichkeit haben, erst diese schönen Tugenden ausüben, das Glück und das frohe Bewußtseyn empfinden, welches sie gewähren. Wir müssen daher unsere Gemüthsbewegungen und Leidenschaften beherrschen, und Licht in unserer Seele anzünden. Jemehr wir an der Ausbildung des Herzens arbeiten, desto schöner, empfehlender werden Blick und Mienen. Man muß aber wohl merken: nicht etwa ein vorübergehender guter Gedanke, eine einzelne gute Handlung gibt dem Gesichte diesen feststehenden und überall gefallenden

Ausdruck; unser Sinn für das Gute und Edle muß ausdauernd, stets wirksam, muß ein wesentlicher Zug unseres Charakters werden. Edelmuth, Biedersinn, Redlichkeit, Wohlwollen, Sanftheit der Empfindung, Reinheit der Gesinnungen, mit einem Worte: Tugend muß uns zur Gewohnheit werden, muß unsere herrschende Hauptempfindung seyn, wenn sie sich im Gesichte ausdrücken soll. Zwar darf man nicht aus einem unregelmäßigen Gesichte, aus widrigen Blicken, aus einer verzerrten Miene sogleich auf ein böses Herz schließen; denn Krankheiten, Unglücksfälle, üble Angewohnheiten, und mehrere andere Ursachen können die schönsten Züge verunstalten; aber so viel ist doch gewiß, daß, wenn diese Ursachen nicht vorhanden sind, Regelmäßigkeit und jener schöne Ausdruck in Blick und Miene mit Wahrscheinlichkeit auf ein veredeltes Herz schließen lassen. Die Verstellung, so vieles sie auch bewirken kann, ist dennoch nicht im Stande, etwas in das Gesicht zu legen, bleibend zu legen, welches nicht wenigstens größtentheils oder oft empfunden worden ist.

Unabläßig müssen wir daher an der Bildung des Herzens arbeiten, und da diese ohne Cultur des Verstandes nur schlechte Fortschritte machen würde, auch dießfalls alle unsere Kräfte aufbieten, um reich an nützlichen und schönen Kenntnissen zu werden.

Mit diesem Bemühen vereinigt man nun auch die Nachahmung solcher Personen, deren Blick und Miene sich des allgemeinen Beifalls erfreuen. Man mache einen scharfen Beobachter ihres Gesichtes, ihrer Mienen, und ziehe entweder einen treuen Freund oder den Spiegel zu Rathe, um zu erfahren, was an uns fehlerhaft ist, woran es uns noch gebreche, ob wir nicht düster, mürrisch, unhold, unsanft, abschreckend, stolz, übermüthig, unbescheiden, frech und beleidigend blicken, oder sich nicht läppische, schiefe, unregelmäßige Mienen in unserm Gesichte niedergelassen haben. Durch die Nachahmung des Empfehlenden an andern, und durch Hülfe der Critik, die uns unser Freund nicht vorenthalten, und gegen welche uns die Eigenliebe im Spiegel nicht unempfindlich machen darf, werden wir bald unserer Physiognomie den Ausdruck eines veredelten Herzens und Verstandes geben.

III.

Cultur der Stellung und Bewegungen des Körpers.

Es gibt Stellungen und Bewegungen des Körpers und seiner Gliedmaßen, die nur unter gewissen Verhältnissen und Umständen vorkommen dürfen. Dort, wo wir diese Verhältnisse und Umstände einzeln untersuchen werden, wollen wir auch von diesen

Stellungen und Bewegungen reden; hier sind bloß nur jene unser Gegenstand, die jedem in jeder Lage eigen seyn sollen.

Eine gerade Stellung ist das Erste, was jedem Menschen von Cultur zu empfehlen ist. Die Natur hat uns aufrecht geschaffen; denn sie gab uns Sehnen und Muskeln, den Körper aufgerichtet zu tragen, und das Haupt, diese große Zierde unserer Figur, empor zu halten, also auch mit allem diesen einen Fingerzeig, daß wir nicht niedergebeugt einhergehen, und im Staube kriechen sollen. Der religiöse Heuchler, der Gleißner, Frömmler und Andächtler, der Scheinheilige, die falsche Demuth stecken ihren Kopf zwischen die Schultern, und trippeln mit halb gebogenem Leibe die Straße auf und ab. Es ist dieß bei ihnen nicht Natur, wie bei dem Lastträger, dem abgearbeiteten Greise, oder Personen von großer Statur, die in ihren jüngern Jahren vernachlässiget worden sind. Bei diesen ist es allerdings, leider, ungebildete, verwahrloste Natur, dort aber lächerliche Affektation. Der Mensch von feiner Sitte, der zugleich ein verständiger Mensch ist, wenigstens seyn soll, will weder Heuchler noch Frömmler seyn, noch als Lastträger, Entnervter und Unerzogener gelten; er wird sich daher so viel als möglich gerade halten, seinen Kopf gerade tragen, er mag nun sitzen, gehen, stehen, oder in einer andern Lage seines Körpers sich befinden. Doch ist

diese Geradheit, dieses Aufrechthalten des Kopfes, nie zu steif, nie unbiegsam, ohne allen Hochmuth, Schüchternheit, Prätension und Egoism. Es ist kein Hinüberwerfen des Kopfes, wie man solches bei der Aufgeblasenheit, dem eitlen Gecken, bei der Kokette, sieht. Der Kopf ist beweglich, und bewegt sich mit Anstand, neigt sich, wenn es seyn muß und wie es seyn muß, niemals zu wenig, niemals zu tief, hängt nicht nach vorwärts, nicht nach einer Seite hin. Hat er sich bewegt, geneigt, so nimmt er augenblicklich wieder seine gewöhnliche angenehme gerade Haltung an.

Menschen, welche die schlimme Angewohnheit haben, mit einem nach vorwärts hängenden Kopfe einherzugehen, behalten auch diesen Uebelstand in allen ihren übrigen Verhältnissen und Lagen bei, und machen dadurch einen eben so widrigen Eindruck auf andere, als jene, die ihren Kopf entweder nach der Seite hängen lassen oder zurückwerfen. Ein nach vorwärts herabhängender Kopf ist die gewöhnliche Stellung des Mürrischen, des Sauertopfs, des Melancholikers, des Misanthropen; so wie gewöhnlich die Dummheit, die Heuchelei den Kopf auf eine Seite hinüberschlagen, und der Stolz, die Arroganz, das geckische Wesen ihn nach sich schleppen.

Auch der Rumpf muß eine gerade Stellung haben, wenn wir nicht mißfallen sollen: doch aber

niemals eine erzwungene, widernatürliche, unbiegsame hölzerne Geradheit. Er ist biegsam nach Maßgabe der Umstände, welche ihm eine Beugung diktiren. So beugt er sich vor dem Großen in der Entfernung, weniger tief vor dem Vornehmen: nicket bloß mit dem Kopfe bei dem Geringern, und überläßt sich der Natur in der Beugung im Umgange mit seines Gleichen, ohne jedoch in's Unförmliche dabei zu verfallen. — In jeder Beugung des Leibes muß überhaupt ein gewisser Anstand, Grazie, und eine Art von Regelmäßigkeit herrschen. Man hebt z. B. etwas von der Erde auf, so muß man sich schon selbst da auf eine Art beugen; man darf nicht mit dem ganzen Leibe zur Erde sich neigen; dieß thut bloß der Oberleib, und beschreibt eine halbzirkelförmige Linie, indeß der untere Theil kaum sichtbar nachhilft.

Die Bewegung und Haltung der Hände kann uns eben so widerwärtig, unleidlich, als angenehm und gefällig machen. Unstatthafte, die ganze Leibesstellung widerlich machende, und theils Lachen, theils Verdruß erzeugende Händehaltungen und Bewegungen sind:

1. In die Seiten steckende Arme. Eine in jedem Betrachte verwerfliche Gewohnheit. Man bekömmt dadurch wirklich das Ansehen eines mit Handhaben versehenen Gartentopfes, oder eines

Essigkrugs; man gibt sich die Positur eines zankenden Hökerweibes, eines in der Schenke prahlenden Landschreibers, eines Dorfjungen, der in einer neuen Jacke am Kirchmeßtage im Wirthshause sich zur Schau ausstellt.

2. Das beständige Reiben der Hände. Es gibt Menschen, die mit ihren Händen nichts anderes anzufangen wissen, als daß sie solche beständig über einander reiben. Sie thun es, wenn sie in's Gesellschaftszimmer eintreten, wenn sie etwas erzählen, jemanden bewillkommen, jemanden Verbindlichkeiten und Schmeicheleien sagen, wenn sie sich empfehlen und höflich seyn wollen. Man reibt wohl die Hände bei einem empfindlichen Grade von Kälte in vertrauten Zirkeln, auf seiner Stube, in Gesellschaft seiner Familie; hier mag es hingehen; aber unanständig und lächerlich wird dieses Reiben, wo man den Anwesenden auszeichnende Achtung schuldig ist. Es verräth Unbekanntschaft mit den Sitten der feinen Welt, und zeigt an, daß man noch wenig mit andern Personen, als mit seines Gleichen oder Geringern umgegangen ist. Auch der Schadenfrohe, der Rachsüchtige reiben ihre Hände; ein Beweggrund mehr, sich vor dieser Unsitte zu verwahren.

3. Senkrecht herabhangende Arme. Man sieht oft Leute ziemlich lange in Gesellschaften

stehen, ohne daß sie eine andere Haltung ihren Händen geben, besonders, wenn Vornehmere mit ihnen sprechen. Hier lassen sie ihre beiden Arme herabhängen, gleichsam als würden solche von schweren Gewichten herabgezogen. Der Arm bekömmt dadurch etwas Steifes, Ungelenkiges, und nimmt dem Körper allen Anstand. Man nähert sich dadurch dem Orang-Outang, dessen lange Arme bis an die Kniee reichen. Man ähnelt der amerikanischen Wasserweide, deren Aeste den Erdboden berühren. Es liegt etwas Abscheuliches in dieser Stellung; das Schöne der Menschenfigur geht dabei gänzlich verloren.

4. Das Nagen an den Nägeln. Eine allerliebste Angewohnheit, die vortrefflich dazu dient, bei den Umstehenden Ekel zu erregen. Ich habe Menschen gekannt, die nichts vorbringen konnten, wenn sie nicht an ihren Nägeln bissen, und die so weit gingen, daß die Finger beynahe ganz von dieser schönen körperlichen Zierde entblößt waren, und einen höchst ekelhaften Anblick gaben. Viele vergessen sich gar so sehr, daß sie die abgenagten Stückchen den Anwesenden ins Gesicht spucken. Wie ist es möglich, in der Gesellschaft eines solchen Menschen auszuhalten, mit Vergnügen des Umgangs desselben zu genießen? Viele dieser Nägelbeißer sind auch zugleich Nägelschneider. Wo sie eine Scheere, ein Federmesser erblicken, da können sie nicht umhin,

sich des Instruments zu bemächtigen, und ihre Nägel, der feinen Lebensart zum Trotze, zu reinigen, zu schaben, zu verkürzen.

5. Das Gelenkziehen an den Fingern. Ein würdiger Anhang zur voranstehenden Gewohnheit. Die es thun, müssen in der That ein sonderbar organisirtes Ohr haben, das Vergnügen an dem Knacken finden kann, welches das Ziehen der Finger aus ihren Gelenken bewirkt. Sie reden, und knackende Finger accompagniren ihnen; sie schweigen, aber um so gesprächiger sind ihre Finger, und sagen uns, welche Fremdlinge ihre Eigenthümer in der feinern Welt sind. Der Unverstand glaubt, daß diese Art von Fingermusik etwas Schönes sey, und von einer besondern Geschicklichkeit zeuge: das Vorurtheil hält dafür, daß dadurch die Finger gezogener und geschmeidiger werden. Den Unverstand mag ich nicht widerlegen, und bitte das Vorurtheil, seine Finger doch außer der Gesellschaft geschmeidig zu machen.

6. Die Daumenmühle. Unter dieser Benennung verstehe ich die Manipulation so mancher Menschen, die Daumen, wenn sie gerade mit ihren Händen nichts anderes zu thun haben, wie eine Mühle umher laufen lassen. Wozu soll doch um alle Welt diese Bewegung? Soll sie uns etwa die Gewandtheit der Daumen bewundern machen?

Wenn das ist, o! so weiß ich noch einen bessern Rath, um die Gewandtheit des ganzen Körpers zu zeigen, und dieser ist: man mache in Gesellschaften Burzelbäume.

7. Das Händegefechte. Wie unleidlich ist der Mensch, der bei jedem Worte, das aus seinem Munde kommt, die Hände auffordert, solches in die Luft zu begleiten. Beide Arme bewegen sich immerdar, und scheinen die Atmosphäre in Stücke hauen zu wollen. In der Nähe sich befindende Gläser, Porzelain, Uhren, u. dgl. sind der Gefahr ausgesetzt, herabgeworfen und zertrümmert zu werden. Die Umstehenden haben zu befürchten, Stöße, Beulen und Zahnlücken zu bekommen. Ich war einst in einer Gesellschaft, wo ein solcher Fechter debütirte. Unglücklicher Weise sprach der gute Mann von der Schlacht bei Roßbach. Er hatte seinen Standort nicht weit von einem Glasschranke genommen, und war von mehrern Damen und Männern umgeben. Nahe an ihm saß die Frau vom Hause mit einem kleinen Kinde am Arme. Der Erzähler begann und gerieth in Eifer bei der Schilderung der Schlacht. „Da hätten sie sehen sollen, wie es drunter und drüber ging!“ sprach er, und breitete bei diesen Worten seine beiden Arme so weit auseinander, daß er mit der Linken den Glasschrank einschlug, und mit der Rechten das arme Kind der Frau vom Schooße stieß. Die Glasschei-

ben klirrten, das Kind schrie, der Erzähler fuhr fort, und drückte das Drüber und Drunter des Schlachtgetümmels noch stärker dadurch aus, daß er seine Fäuste übereinander schlug, den ihm zunächst gegenüber Stehenden in die Nase traf, und ein großes Blutvergießen verursachte. „Um's Himmelswillen: hören sie auf! — rief einer aus der Gesellschaft, — Sie malen wirklich die Schlacht nach der Natur."

8. Das Betasten umstehender Personen und lebloser Dinge. Es ist nichts Seltenes, auf Menschen zu treffen, denen es unmöglich zu seyn scheint, sich zu unterhalten, mit jemanden zu sprechen, von etwas Bericht zu geben, u. s. w. ohne zugleich die Dinge, die sich um sie befinden, zu betasten, in die Hände zu nehmen, oder an der Weste, an dem Rocke, an der Halskrause ihres Nachbars zu zerren, sich mit den Haaren desselben etwas zu thun zu machen, oder an dem Kopfputze der Damen etwas zu bessern, oder an sich selbst, an ihren Kleidungsstücken zu ziehen. Herr von * erzählt uns die Geschichte des heutigen Tages, aber kaum fängt er an, so hat er auch schon das Tintenfaß in seiner Hand, weiß nicht, daß es ein Tintenfaß ist, und verschüttet die Tinte. Er nimmt sein Schnupftuch, fährt in seiner Erzählung fort, und knüpft mehrere Knoten darein. Er zieht uns an den Uhrketten, ergreift uns bei dem Knopfe unsers Kleides, und

drehet ihn so lange zwischen den Fingern, bis ihm der Knopf in der Hand bleibt, und macht sich sogleich fertig, dieselbe Operation an einem zweiten Knopfe zu wiederholen, so daß wir ihm ausweichen müssen, um nicht aller unsrer Knöpfe beraubt zu werden. Er spricht mit einer Dame, und unvermerkt verwickelt sich seine Hand in ihren Kopfputz, in ihre Locken, und richtet eine schreckliche Verwüstung in dem künstlichen Haargebäude an. — Braucht es wohl mehr, um das Unanständige dieser Angewohnheit darzustellen?

9. Das zu sorgsame Verbergen der Hände. Ich habe Leute beobachtet, die es recht geflissentlich darauf anlegten, ja nicht ihre Hände sehen zu lassen, und sie so albern und unanständig versteckten, daß ich theils lachen, theils mich ärgern mußte. Da war die eine Hand beständig in der halb aufgeknöpften Weste, indeß sich die andere in die Hosentasche verkroch; und daselbst, weil ihr die Zeit zu lange wurde, mit Gelde klimperte. — Bei den Herren mit den gestutzten Haaren, Ringen in den Ohren, langem Backenbarte, und einer Wulst unter dem Kinne, mit einer Reliquie von einem Röckchen und engen angespannten ledernen Unterkleidern, bei diesen Desagréables kann man die Bemerkung oft machen, daß sie in Verlegenheit sind, was sie mit ihren Händen anfangen sollen. Sie nehmen das

knolligte Stück Holz, welches sie Stock nennen, unter den Arm, und schieben die Hände in die Hosentaschen. Eine in der That ekelhafte Figur!

10. Vermischte lächerliche Händehaltungen und Bewegungen. Noch sind einige hierher gehörige Unanständigkeiten übrig, die sich nicht füglich unter obige Aufschriften bringen lassen, doch aber nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Darunter nun nimmt eine zu gehäufte, alles ausdrücken wollende und dabei ins Lächerliche verfallende Gestikulation den ersten Platz ein. Man glaubt in der mit den Sitten minder bekannten Welt dem Grundsatze, daß am Menschen alles leben müsse, sich gemäß zu benehmen, wenn man bei jedem Worte zugleich eine Bewegung mit den Händen macht, und den Gedanken, die Empfindung, welche das Wort bezeichnet, dadurch auszudrücken sich bemühet. Es ist dieß noch ein Ueberbleibsel der körperlichen Beredsamkeit aus den Zeiten der Marktschreierei, der ausgearteten Deklamations- und Schauspielkunst, wo man ein Großes darauf hielt, mit Händen und Füßen dem, was man sagte, einen Nachdruck zu geben, weil es an sich weder Leben noch Kraft hatte. Der Vortrag im gesellschaftlichen Umgange fordert am allerwenigsten Aktion; denn hier handelt sichs nicht darum, um Gemüthsbewegungen oder wohl gar Leidenschaften bei den Anwesenden zu erregen. Da, wo der

gesellschaftliche Umgang Aktion erheischt, und er will sie nur dort, wo die Empfindung einen Schwung nimmt, und Gewicht auf den Gedanken liegen soll, — muß sie so sparsam und so passend als möglich gebraucht werden, oder man wird zum Gelächter und Gespötte in den Augen der veredelten Sitten. So lacht man billig über den, der unaufhörlich seine Hände zu Dollmetschern dessen, was er vorbringt, nöthig hat; der, da er vom Kopfe, vom Verstande, von der Seele, vom Geiste u. s. f. spricht, auch zugleich mit den Händen nach dem Kopfe fährt; die Worte: Freundschaft, Liebe, Zärtlichkeit, Gefühl, Herz u. dgl. nicht aussprechen kann, ohne mit beiden Armen eine Bewegung gegen die Brust zu machen, und seine Ausdrücke gleichsam aus dem Herzen zu schöpfen. Man lacht billig über den, der, um seinem Vortrage Bedeutenheit zu verschaffen, mit den Händen auf den Tisch schlägt, oder wenn er pathetisch seyn, und die Zartheit seines Ausdruckes bemerkt haben will, die Spitze des Zeigefingers an die Spitze des Daumen setzt, beide Finger beugt, und auf diese Art einen Ring bildet, während daß die übrigen Finger steif vor sich hin ragen. Man lacht billig über den, der sein Compliment nicht besser zu machen weiß, als wenn er die rechte Hand hinter die Weste steckt, und mit der Linken an der Halskrause zupft, oder, wenn er uns etwas erzählt, mitunter an seiner Uhrkette spielt.

— E. C. quidam mihi notus.

Ich würde nicht fertig werden, wollte ich alle die Fehler rügen, die so häufig in der Regierung der Hände begangen werden. Es erhellt aus dem Gesagten, daß es wirklich eine Kunst sey, sich hier mit Anstand zu benehmen.

Die Kunst erlernt man hauptsächlich in der Schule der feinen Welt. Hier muß man ganz Auge seyn, und man wird manche schöne Wendung, Haltung und Rundung der Hand beobachten können, die vortrefflich ist und allerliebst kleidet. Hat man nicht Gelegenheit, diesen Unterricht in Gesellschaften, wo guter Ton herrscht, zu holen, so nehme man ihn von dem gebildeten Schauspieler, der in Conversationsstücken auftritt, aber ja nicht etwa von dem Schauspieler, der die Leidenschaft in Fetzen zerreißt, oder einen vierschrötigen Ritter aus den Zeiten der Kreuzzüge spielt, oder als lustige niedrig komische Person die Gallerien amusirt.

Eine der anständigsten Händehaltungen für Männer ist noch immer die, daß man beide Hände hinter die Weste, in einer kleinen Entfernung von einander steckt. Es gibt dem Brustbilde eine Art von Rahm; nur muß man die Hände nicht zu hoch einstecken, sonst verliert die Gestalt der Schultern und des Halses dabei; denn in diesem Falle werden die Schultern hinauf gndrängt, und der Hals verkürzet. Diese Haltung ist für die Arme die vor=

theilhafteste, man siehet so das Gelenkige des Arms, und der Körper bekommt dadurch Breite, Rundung und Völligkeit.

Die Hauptregel bei allen Händehaltungen ist, daß sie ganz natürlich, ungesucht und unstudirt seyen, und nichts weniger, als die Aufmerksamkeit der Anwesenden an sich ziehen.

Die Bewegungen müssen, wie schon gesagt worden, äußerst sparsam seyn, und gerade der Empfindung anpassen, die man mündlich ausdrückt, und durch Gestikulation hervorstechend machen will. Sie müssen einen angenehmen Anblick gewähren, und Arme und Hand dem Auge schmeichelnde regelmäßige Linien beschreiben.

Wenn uns solche Wendungen und Bewegungen natürlich werden, und nicht steif, gezwungen, eckigt, verzerrt und lächerlich ausfallen sollen; so müssen wir uns nothwendig häufig in denselben üben, damit sie nachher, wenn wir reden, gleichsam von selbst in unsere Hände kommen, ohne daß wir weiter an ihre Regeln denken dürfen. Wir müssen sie erst so lange wiederholt haben, bis wir mit der Art, uns zu benehmen, ganz vertraut worden sind, so zwar, daß niemand uns die Mühe ansehe, die wir uns deshalb gegeben haben. Ist dieß der Fall, dann

gehet die schönste Händehaltung und Bewegung verloren, wird steif und gezwungen.

Es ist sehr rathsam dießfalls, wenn man allein ist, vor den Spiegel zu treten, oder unter den Augen eines gebildeten Freundes diese Uebung vorzunehmen. Man betrachte ihn als einen Fremden, vor welchem man mit Beifall erscheinen will. Man rede ihn an, spreche mit ihm, und erzähle ihm etwas, ahme dabei schöne Bewegungen nach, und der kritische Freund wird uns bald entdecken, woran es uns noch gebricht, welche Verfeinerung unsere Wendungen noch nöthig haben.

Das Ablesen guter Conversationsstücke, die wir öfter gesehen haben, verbunden mit Aktion, ist ein treffliches Mittel, Meister seiner Hände zu werden. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der mit der Bildung seines Herzens und Verstandes auch zugleich die Bildung seines Aeußern vereinigte. Oft, wenn er allein war, stellte er die Stühle in seinem Zimmer so, als wenn er Gesellschaft hätte; ging in ein Nebengemach, trat mit dem Hute in der Hand herein, machte eine Verbeugung gegen die Stühle, sprach mit ihnen, unterhielt sie, sagte ihnen Höflichkeiten, und empfahl sich denselben. Ein ihm gegenüber wohnender Bürger sah mehrmahlen diesen Uebungen des jungen Mannes zu, und war sehr geneigt, denselben für verrückt zu halten. Er konnte

nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch solche Possen treiben könne. „Der junge Herr ist ein Narr, sagte er, darauf lebe und sterbe ich.“ Ich unterrichtete hievon meinen Freund, der nun, um seinem Nachbar kein Aergerniß mehr zu geben, die Fenstervorhänge zuzog, seine Uebungen fortsetzte, und der liebenswürdigste Gesellschafter wurde.

Der Gang kann uns ebenfalls entweder liebenswürdig oder lächerlich machen. Er bewirkt das erstere, wenn er nicht trippelnd, nicht zu schnell und mit starkem Auftreten verbunden, gleichförmig und mit keinen üblen, das Auge beleidigenden Angewohnheiten vergesellschaftet ist. Ich will mich hierüber deutlicher erklären.

Der Gang ist trippelnd, wenn die Schritte zu klein sind, und die Füße nahe an einander kommen. Man findet ihn bei vielen jungen Mannspersonen, die das süße Herrchen spielen wollen, und bei Alten, die, ungeachtet ihrer Runzeln, verlangen, daß man sie für jung halte. Man findet ihn endlich auf dem Lande, in kleinen Städten, und auch bei Familien, die noch an längst verrosteten Sitten hangen.

Der zu schnelle Gang, ohne dringende Ursache, wird lächerlich, wie alles, was ohne zureichenden Grund geschieht. Es ist falsch, wenn man

dadurch Geschäftigkeit, Betriebsamkeit, oder Agilität des Körpers anzeigen will. Man sieht es uns an, daß wir uns selbst übereilen, und keine Rücksicht darauf nehmen, auch Sittlichkeit und Anstand auf der Straße zu beobachten. Man entschuldiget den Bothen, der als solcher eilig seyn muß; aber man verarget es uns billig, die wir nicht Bothen sind, wenn wir mehr laufen, als gehen, und andere zwingen uns auszuweichen, wenn sie nicht über den Haufen gestoßen werden wollen. Der zu schnelle Geher sieht und hört nicht, was um ihn vorgeht. Er stolpert und verliert das Gleichgewicht; er rennt an leblose und belebte Gegenstände an, und prallt taumelnd zurück. Seine Freunde grüßen ihn; er danket nicht, weil er sie vor lauter Eilfertigkeit nicht sieht. Er fliegt an seinem Gönner, an dem Vornehmen vorbei, ohne ihn zu bemerken, und erweckt in der That sehr unangenehme Empfindungen bei demjenigen, der ihn begleitet, und zum Unglücke kein so großer Renner ist, als er. Muthwillige, schlecht erzogene Knaben laufen, als ob der Kopf ihnen brennte, aber nicht Menschen, bei denen man Sitten und Bildung voraussetzt. Der Gang darf aber auch nicht zu langsam seyn; am besten, er hält das Mittel zwischen dem zu Geschwinden und zu Langsamen. Ein zu langsamer Gang ist der Trägheit, dem phlegmatischen Temperamente eigen, und oft bedient sich auch der verächtliche Stolz desselben. Dem Greise, der Matrone, dem Kränklichen

und Siechen verarget man ein langsames Einherschreiten nicht: alles an ihnen sagt uns, daß ihre Körperkraft ihnen eine geschwindere Bewegung nicht zuläßt. Aber man verarget es dem gesunden, nicht erschöpften Menschen. An diesem will man eine gewisse natürliche Schnelligkeit in allen seinen Verrichtungen bemerken. Es thut uns weh, wenn wir ihn schwerfällig sich bewegen sehen; wir wollten, wenn es uns möglich wäre, ihm nachhelfen.

Das zu starke Auftreten beim Gehen, gibt diesem etwas äußerst Unangenehmes. Man ist es nur an schwer arbeitenden Menschen, an dem Landmann, an dem Tagwerker, an Personen aus der Klasse des Pöbels gewohnt. Der Gang des Gesitteten darf kein Getöse machen, auf keine Art den Kommenden voraus ankündigen.

Die Gleichförmigkeit des Ganges bestehet in der Gleichheit der Schritte. Man siehet oft Gehende, die jetzt einen kurzen, jetzt einen langen Schritt, bald einen nach auswärts, bald wieder einen nach einwärts machen, jetzt geschwind, und eh man sichs versieht, wieder langsam gehen. Alle diese Mängel hat der Gang des Menschen von Politur nicht. Die Schritte desselben bleiben sich immer gleich.

Unter den übeln Angewohnheiten beim Gange muß ich hauptsächlich zwei Unanständigkei-

ten in Erinnerung bringen, deren man sich nicht selten schuldig macht. Es ist der schleichende und der krumme nach vorwärts gebogene Gang.

Der schleichende Gang, der dem Menschen das Ansehen einer sich im Staube dahin bewegenden Raupe gibt, war von jeher gehässig, und wird es gewiß immerdar, hauptsächlich aus dem Grunde bleiben, weil man ihn bei Heuchlern, Schmeichlern und Betrügern so häufig findet, weil er der Furchtsamkeit, der blöden Schüchternheit, dem Menschen, der noch keine Welt gesehen hat, eigen ist. Bewegursachen genug, sich vor diesem Gange sicher zu stellen, und alles zu vermeiden, was ihn erzeugen könnte! Vielleicht irre ich nicht, wenn ich unsern heutigen ganzen absatzlosen Schuhen den schleichenden Gang so vieler jungen Leute zuschreibe.

Der krumme nach vorwärts gebogene Gang ist dem, was man Anstand und Grazie am Menschen nennt, ganz zuwider. Die schöne Menschenfigur geht dabei verloren, und die edelste Physiognomie des Gesichts bleibt ohne Wirkung auf andere. Dem greisen Alten verzeihet man diesen Gang gern; denn hier ist er Folge des Alters. Man stellt darüber nicht den Lastträger zur Rede; denn sein Beruf macht ihn gebogen einherschreiten. Aber man ist sehr unzufrieden mit der Jugend und dem Mittelalter aus der feinen Welt, wenn sie mit

herabhangendem Kopfe und mit gebogenem Rücken im Publikum erscheinen.

Zu den üblen Angewohnheiten des Ganges gehören noch ferner das Werfen mit den Füßen und das Herumschlagen mit den Händen. Zwei Unarten, die man nur zu häufig gewahr wird, und die um so tadelhafter sind, weil sie gewöhnlich bei ungezogenen Jungen beobachtet werden.

Der Geng des Liebenswürdigen muß daher folgende Eigenschaften haben:

1. weder zu geschwind noch zu langsam;
2. nicht wankend und taumelnd, sondern fest;
3. gleichförmig und ohne Getöse;
4. endlich so beschaffen seyn, daß er dem Menschen eine Art Würde und Ansehen gebe; folglich darf in demselben nichts Tanzendes und Hüpfendes, nichts Erzwungenes und Affektirtes vorkommen. Es muß ein leichter natürlicher Gang seyn, den weder Bewegungen des Kopfes noch Bewegungen der Hände verunstalten. Man muß im Gehen den Kopf gerade halten, und vergessen, daß man Hände habe. Die Bewegungen derselben müssen unwillkührlich seyn, und sich mit der Tragung des Körpers in ein gefälliges Ganze verschmelzen.

IV.

Die Gesetztheit.

Die nächste Folge der innern und äußern Cultur des Menschen ist ein gesetztes Betragen. — Man hält im gemeinen Leben gewöhnlich dafür, daß Gesetztheit nur das höhere Alter kleide, und vorzüglich eine Zierde des männlichen Geschlechtes sey; da sie doch eine Eigenschaft ist, die jedem Alter und jedem Geschlechte zur Ehre und Empfehlung gereicht. Man liebt die Gesetztheit sowohl an dem Jünglinge, als an dem Mädchen, und schätzet den Greis und die Matrone, wenn sie sich durch dieselbe auszeichnen.

Man hat nicht zu besorgen, daß das jüngere Alter den Grad von Gesetztheit annehmen werde, den man bei gehäuften Jahren wahrnimmt; dagegen arbeitet die Natur der Jugend. Hier sind Munterkeit und rasches Wesen wirkliche Reize. Die dem Alter abgeborgte Gesetztheit hält sie blos in Schranken, und mäßiget das Zuviel in demselben.

Man hat insgemein theils sehr irrige, theils unbestimmte Begriffe von der Gesetztheit. Man denkt sich darunter eine gewisse Steifigkeit in allen Bewegungen, mürrischen Ernst im Blicke, eine lächerliche Bedächtlichkeit im ganzen Thun und Lassen,

Mangel der Theilnehmung an den Freuden und dem Frohseyn der jüngern Welt, u. s. w. Alles dieß nenne ich nicht Gesetztheit; ich bezeichne mit dieser Benennung ein Betragen, wobei man durch das Aeußere an sich, durch Blick, Miene und Bewegung zu erkennen gibt, daß man die Cultur des Herzens und Verstandes nicht vernachlässiget habe; wo man sich so benimmt, daß uns unmöglich Leichtsinn, Flatterhaftigkeit, Unbesonnenheit, Mangel an Charakter zur Last gelegt werden können; wo man versichert seyn kann, daß man uns Aufmerksamkeit und Achtung nicht entziehen wird.

Der Mensch von dieser Gesetztheit zeigt, daß er Gefühl seines eigenen Werthes habe, ohne dabei sich der Unbescheidenheit schuldig zu machen. Da man an ihm sieht, daß er für sich selbst Achtung empfindet, so nimmt man keinen Anstand, sie ihm auch von unserer Seite zu erweisen. Wer sich wegwirft, gegen jedermann ohne Unterschied den gehorsamen Diener macht, sich necken und hudeln läßt, die Rolle des allzeit fertigen Lustigmachers spielt, und wie ein Wurm demüthig im Staube kriecht, dieser kann unmöglich auf Achtung bei andern rechnen. Er hört auf, liebenswürdig zu seyn, und sinkt zu einem Gegenstande des Mitleids, und oft des Gespöttes herab. Dieß hat der Gesetzte nicht zu befürchten; er erregt eine Art Ehrfurcht für sich;

wir können nicht anders, als höchst vortheilhaft über ihn urtheilen.

Ein sicheres Kennzeichen der Gesetztheit ist, wenn man sowohl im Sprechen als Handeln stets die Mittelstraße hält, sich nie eine Ueberspannung zu Schulden kommen läßt, und überhaupt alle Extreme vermeidet. — In dem gewöhnlichen Leben gibt es tausend Anlässe, in Gemüthsbewegung und Leidenschaft zu gerathen. Man hat bald Ursache sich zu freuen, bald zu trauern, bald zu zürnen; man fürchtet, man hofft, liebt und hasset. Der nach Liebenswürdigkeit strebende Mensch wird auf seiner Huth seyn, um in diesen Gemüthszuständen niemals zu weit zu gehen. Er wird sich überall gemäßigt betragen, und durch diese Mäßigung beweisen, daß er in dem Besitze der Kunst sey, sich selbst zu beherrschen. Er wird sich daher weder zu sehr freuen, noch von der Traurigkeit sich dahin reißen lassen. Sein Zorn wird als gerechter Unwille, und sein Haß als billige Verachtung erscheinen. Er wird lieben, aber seine Liebe wird immer in den Schranken der Vernunft bleiben. Seine Hoffnungen werden nicht Luftschlösser, sondern Erwartungen, nach den Gründen der Wahrscheinlichkeit berechnet, seyn.

Die Gesetztheit, von welcher hier die Rede ist, verträgt sich am allerwenigsten mit der übertriebenen Empfindsamkeit oder Empfindelei. Sie weiß

gehörig den Grad zu bestimmen, in welchem unser Herz an irgend einem Vorfalle Theil nehmen soll, und ist daher eine geschworne Feindin jedes unzeitigen Ergusses der Empfindung. Diese hält sie beständig im Zaume, und erlaubt ihr nur ein mäßiges Spiel.

In dem Charakter der Gesetztheit darf man die Wahrheit nicht vermissen: diese muß überall hervorleuchten, Empfindung, Gedanken und Handlungen bestimmen. Man wird mithin den Gesetzten niemals auf übereilten, einseitigen und schiefen Urtheilen ertappen, nicht in die Sucht zu witzeln und zu vernünfteln verfallen sehen, so wenig, als man bemerken wird, daß eine zu spielende und tändelnde Unterhaltung für ihn Interesse hat.

Es gibt Kleinigkeiten, über welche gewisse Menschen erstaunen, die ihren Geist ganz beschäftigen, denen sie Bewunderung nicht versagen können. Sie loben alles mit Enthusiasmus, oft Dinge, die kaum eines Anblicks würdig sind. Bei ihnen ist alles schön, herrlich, göttlich. Die Spitze eines Pantoffels setzt sie in Entzückung, und bei einer Hutfeder gerathen sie ausser Fassung. Ein Possenspiel bewundern sie eben so, als das Heldengedicht eines klassischen Dichters. — — Ganz anders stellt sich der Gesetzte dar; er staunt nichts an, und ist äußerst sparsam mit der Bewunderung; aber seine Miene zeigt Aufmerksamkeit auf alles, was gesprochen und gethan wird; er widerspricht wenigstens nie damit,

und zeigt selbst bei dem Anblicke des Läppischen Duldung. Er lächelt, wo man sonst gewöhnlich laut lacht.

Selbst der Ton des Gesetzten hat sein eigenes Gepräge; er ist nicht zu rasch, polternd, einschneidend, aber auch nicht zu mild und leise; nicht schleppend und singend; er ist fest und nachdrücklich, der Empfindung jedesmal vollkommen anpassend, die im Innern rege ist, mithin nicht gleichförmig, einschläfernd, sondern mannigfaltig, und eben so stufenweise fallend oder steigend, je nachdem es die Empfindungen sind, welche er ausdrückt.

Diese selbst sind bei dem Gesetzten nie zu heftig, aufwallend, mit Gewalt vorspringend; man erkennt an ihrer Sanftheit, daß die kältere Vernunft über sie wache, die ihnen zwar Wärme, aber niemals Gluth erlaubt. Die Gesetztheit hat daher nur gemäßigte Gemüthsbewegungen und Leidenschaften; sie verfolgt nicht mit Heftigkeit, und bescheidet sich, wo ihre Wünsche unerfüllt bleiben.

Der Gesetzte ist nicht jedermanns Freund; er ist mit seiner Freundschaft nicht wohlfeil; er prüft zuvor den Mann genau, den er im Kern seines Herzens tragen will. Aber hat er gewählt, dann rechne man auch auf seine Freundschaft; er ist unerschütterlich in derselben, und beweiset sich mehr durch Thaten, als durch Worte.

Ueberhaupt ist er nie geschwätzig; er spricht weder zu viel noch zu wenig und alles mit Ueberlegung. Sein Versprechen hält er, man kann Festen auf seine Worte bauen; aber er gibt sie nicht leichtsinnig von sich. — Er will in keinem Falle glänzen, und legt es daher keineswegs darauf an, andere zu verdunkeln; ja, er mühet sich vielmehr, die Talente, die Geschicklichkeiten, die guten Eigenschaften anderer hervorzulocken, und ihnen einen Spielraum zu verschaffen. Er schonet jeden, und vermeidet sorgfältig alle Veranlassung, irgend jemanden in Verlegenheit zu setzen. Er dringt sich keinem auf und verlangt nicht allenthalben seine Hand mit im Spiele zu haben. Was andere geheim zu halten sich befleißen, scheint er nicht zu merken, und ist weit davon entfernt, den Vorwurf eines Neugierigen zu verdienen. Bei schamlosen Zweideutigkeiten lächelt seine Miene keinen Beifall; und wenn er nicht geradezu mit einem ernsten Blicke strafen darf, so sieht er lieber vor sich nieder, oder thut, als ob er es nicht gehört hätte.

Der Gesetztheit ganz entgegen gesetzt ist die Weichlichkeit. Sehr viele junge Leute glauben sich beliebt zu machen, wenn sie nur recht zärtlich, schmachtend, hinsinkend thun. Es ist dieses an Frauenzimmern lächerlich; verächtlich wird es gar am Manne, von welchem man fordert, daß er mit einer gewissen Festigkeit in seinem ganzen Betragen

erscheine, daß er mehr Gedanken als Empfindungen äußere.

Und eben so tadelhaft, wie die Weichlichkeit, ist das Bestreben so mancher, ihr Gesicht zu verschönern. Der Anblick eines solchen Gecken gibt der Gesetztheit wirklich Aergerniß. Jüngling und Mann würdigen sich in der That herab, und ziehen sich verdiente Verachtung in den Augen des Vernünftigen zu, wenn sie mit Schminken und Schönheitswasser sich reizend machen wollen, ihre Augenbraunen schwärzen, oder blau ihren Bart färben, Riechfläschchen in der Tasche tragen, und schon von weitem wie das Gewölbe eines Parfümiers riechen. Was soll man von einem solchen männlichen Geschöpfe denken? Kann man ihm Verstand, Einsichten, Kenntnisse, Brauchbarkeit in Geschäften zutrauen? Gewiß, das kann man nicht! Er ist eine Puppe ohne Hirn, an der man mitleidsvoll vorübergeht. — Der Gesetzte sieht zwar auf die Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge, aber er kümmert sich wenig darum, ob ihn die Sonne schwarz gebrannt habe oder nicht. Die Schönheit seines Gesichts besteht in Anmuth und Seelenausdruck, in einer geistvollen Miene. Er ist stolz auf einen starken, abgehärteten Körper, und thut sich viel zu Gute darauf, wenn er nicht nöthig hat, Rücksicht auf Jahrszeit und Witterung zu nehmen. Ich rede hier nicht von jener Stärke und physischen Abhär-

tung, die eine Folge schwerer, grober Arbeiten ist, sondern von einer Festigkeit des Körpers, die man durch eine mäßige Anstrengung der Leibeskräfte erhält, und die dem Manne ein wirklich gefälliges Aussehen zuwegebringt. — Ein nervigter, muskulöser, fester Mannskörper, aus dem Kraft und Gesundheit strahlen, ist noch einmal so schön, als das Körperchen, das aus Butter zusammengesetzt zu seyn, und bei jedem Sonnenblicke zu zerschmelzen scheint. — Die Gesetztheit nimmt Anstand, ein solches Figürchen in die Männerwelt einzuschalten.

Wir lesen in den Schriften des Alterthums, wie sehr man sichs angelegen seyn ließ, männliche Kinder gleich von ihrer ersten Jugend an kraftvoll und stark zu erziehen. Man weiß von den Griechen, daß sie auf körperliche Uebungen, als Spiele in freier Luft, Ringen, Wettrennen, u. s. f. außerordentlich viel gehalten, und die Gymnastik zu einem Theile ihrer Erziehung gemacht haben. Aber man weiß auch, daß eben diese Griechen gerade die schönsten Männer aufzuweisen hatten, und daß die Römer, die dem griechischen Beispiele folgten, von diesem Zeitpunkte an, an Schönheit gewannen. Mit wahrem Vergnügen sehen wir die Büsten, die Statuen an, die uns an die Vorzeit erinnern; wir fühlen bei dem Anblicke derselben, daß nur ein starker, gewandter Körper — Männerschönheit sey.

V.

Höflichkeit und Artigkeit.

So wesentlich die bisher zergliederten Eigenschaften zur Liebenswürdigkeit sind, so würden wir dennoch unsere Absicht nicht erreichen, wenn wir sie nicht mit Höflichkeit und Artigkeit verbänden.

Die Höflichkeit ist das sichtbare Bestreben, sich sowohl im Sprechen als Handeln so zu benehmen, daß jedermann von uns glaubt, wir wollen dadurch unsere Achtung gegen ihn ausdrücken. Der größte Grad der Höflichkeit ist Artigkeit.

Die schätzbare gesellschaftliche Tugend äußert sich durch Blicke, Mienen, Worte, Stellungen, Dienstleistungen und Handlungen, die unverkennbar zeigen, daß wir den Wünschen anderer zuvorzukommen trachten.

Die Blicke und Mienen der Höflichkeit müssen vollkommen mit unsern jedesmaligen Empfindungen und Gedanken, mit Worten und Handlungen übereinstimmen. Man muß es uns im Gesichte lesen können, daß wir auch das wirklich fühlen, was wir äußerlich an uns aufstellen. Man muß es uns ansehen, daß wir aufmerksam

auf das sind, was zu uns gesagt oder vor uns gethan wird.

Wir müssen Theilnehmung, Mitgefühl, Rührung verrathen, wenn Veranlassung dazu vorhanden ist. Selbst in der Gesellschaft von Gecken und Thoren muß unsere Miene freundlich und heiter seyn. Unser Blick, unser Lächeln dürfen nicht stechen, nicht zu sagen scheinen, daß wir die Thorheit durchdringen, daß wir weiser als unsere Gesellschafter seyn wollen. — Wo nicht Beruf, Pflicht, rechte Zeit uns zum Zweifel und Widerspruch auffordern, da lasse man andere bei ihren Meinungen, und gebe kein Zeichen, daß sie uns nicht gefallen. — Nichts läuft mehr gegen die Höflichkeit, als sich zum Richter aufzuwerfen, alles besser wissen und berichtigen zu wollen. Lasse man immer die Albernheiten, den Unsinn, die Unwahrscheinlichkeiten anderer dahingehen; unser Widerspruch, unsere Zweifel würden hier nicht nur nichts nützen, sondern schaden; man würde uns Unartigkeit, Grobheit zur Last legen. Es ist eben nicht nothwendig, daß wir selbst Theil daran nehmen, und die Gecken und Thoren durch unsern Beifall in ihren Schwächen bestärken. Es gibt hundert Arten sich auszudrücken, die andern behagen, ohne daß wir dabei die Rechte der Vernunft beleidigen. Man muß oft sehr an sich halten, sich das Ansehen der gespanntesten Aufmerksamkei geben, durch Blick und Miene andere überzeugen,

daß wir wenigstens das nicht tadeln, was sie uns sagen. Es sind dieß Opfer, welche man der Höflichkeit nothwendig bringen muß.

Die Höflichkeit macht es uns ferner zum Gesetze, ja keinen aus der Gesellschaft in Verlegenheit zu setzen. Es gibt Menschen, die überall ihre Augen haben, allenthalben hin spähende Blicke werfen, alles sehen wollen, und die Unklugheit begehen, uns davon zu unterrichten, daß ihren Blicken nichts entgangen sey. Sie bemerken das, was man eben nicht bemerkt haben will, z. B. geheime Unterredung, Unordnung in den Zimmern, Fehler im Anzuge, Versündigungen gegen die Mode, gegen die Etikette, gegen das Ceremoniel u. s. w. — Der Höfliche thut, als ob er alles dieß nicht sähe; er verhält sich so, daß sein Blick niemals auf etwas hinfällt, davon uns die Entdeckung nicht behagen dürfte; wohl aber bemerkt er alles, was man bemerkt wissen will, wenn es anders nicht wider Tugend und sittliches Gefühl streitet. So weiß er auf eine sehr geschickte Art der Gesellschaft zu verstehen zu geben, daß er Sinn für die Vorzüge und lobenswürdigen Eigenschaften derselben habe; er bemerkt Reiz, Schönheit, geschmackvolle Anzüge, Pracht, Juwelen, schöne Taillen, weiße Hände, Ringe, wallendes Lockenhaar. Er hütet sich sorgfältig vor jedem Blicke, der Vorwurf werden könnte; dieß wäre

z. B. der Fall, wenn man jemanden, der sich etwas über seinen Stand kleidete, zu starr ansähe, das Auge auf sein Kleid hinrichtete, oder denjenigen, der nicht gut gekleidet wäre, mit dem Blicke fixiren wollte. Mit einem Worte, die Blicke des Höflichen sind auf keinen Fall Blicke der Bestrafung, der Critik, der Verachtung, des Hochmuths, des Spottes, Hohns, des Mißtrauens und der Tücke. Solche Mienen beleidigen oft mehr, als Worte und Thaten.

Die Sprache der Höflichkeit ist verbindlich; man sagt nichts, was irgend jemanden unangenehm seyn könnte; man spricht in einem einschmeichelnden, süßen Tone, niemals von seinem eigenen, sondern von den Vorzügen derjenigen, in deren Mitte man sich befindet. Doch ist diese Sprache nie übertrieben; sie ist nicht die Sprache des Schmeichlers; sie gründet sich auf Wahrheit, beleidigt nicht das Ohr des vernünftigen Mannes, und scheint ganz aus dem Herzen zu fließen. Die Verbindlichkeiten und Annehmlichkeiten, die uns der Höfliche sagt, sind so fein eingekleidet, und werden so schicklich vorgetragen, daß wir nicht Ursache haben, darüber zu erröthen, und gestehen müssen, daß wir sie gern hören. — Der Höfliche bittet, dankt, sucht seine Hochachtung gegen uns auszudrücken, bemühet sich, uns zu unterhalten, unsere

Vollkommenheiten und Talente zu beleuchten und in Glanz zu setzen. Dieß ist der Inhalt seiner Sprache; daher sie auch jedesmal der Person und den Verhältnissen derselben ganz angemessen ist, zu welcher sie gesprochen wird. Der Höfliche wird mithin niemals über Gegenstände ein Gespräch mit uns anbinden, von denen er weiß, daß sie uns nicht interessiren, daß sie nicht in unsern Wirkungskreis einschlagen, oder daß sie unsere Delikatesse, die Zartheit unsers Gefühls beleidigen könnten. Er wird nichts berühren, wovon er nicht vollkommen versichert ist, daß es keinem aus der Gesellschaft, in dieser oder jener Hinsicht, mittelbar oder unmittelbar mißfallen dürfte. Er wird sich daher aller Satyre, aller Stadt- und Hausanekdoten, aller ungünstigen Urtheile über andere, aller gelehrten Deduktionen und religiöser und politischer Anmerkungen enthalten. Da, wo er Lob ertheilt, wird er es immer mit weiser Sparsamkeit thun, und solches so zu geben wissen, daß es der Anwesenden jeder gern unterschreibt.

Die Stellung, welche die Höflichkeit gebeut, drückt Achtung aus. Sie ist nicht die Stellung des Schmeichlers, nicht die Stellung der lächerlichen Demuth; sie ist schön und angenehm, geschmeidig, biegsam, überhaupt so beschaffen, daß man an derselben deutlich die Begierde des Höflichen

erkennet. Selbst da, wo der Höfliche ein vertrauter Freund zu uns ist, wo er mit Geringern, als er selbst ist, umgeht, erlaubt er sich keine Unart, lehnt sichs nicht an, macht sich nicht zu bequem auf seinem Sitze, ficht nicht mit den Händen u. s. w. Er verhält sich jedesmal so, daß man unmöglich daran zweifeln kann, er wolle uns von seiner Achtung überzeugen.

Wo Gelegenheit dazu ist, jemanden aus der Gesellschaft, aus seinen Bekannten einen Dienst zu erweisen, da säumt er nicht, es zu thun. Er wartet nicht, bis man ihn dazu auffordert; er läßt es nicht auf's Aeußerste kommen; er liest unsere Wünsche in unsern Augen, und ehe wir noch darauf denken, hat er uns schon einen Beweis seiner Dienstfertigkeit gegeben. Er ist sehr still damit, will gar nicht, daß wir es bemerkt haben sollen, und gibt dem Gespräche sogleich eine andere Wendung, sobald die Rede von seinem uns erwiesenen Dienste ist, oder wir ihm dafür danken wollen. — Jede Kleinigkeit an uns ist dem Höflichen wichtig; er versteht die Kunst, einer jeden einen Werth zu geben, und den Menschen dem Menschen selbst beliebt zu machen.

Aus dem Gesagten erhellet, daß Heuchelei, kriechendes Schmeicheln, Wegwerfung seiner selbst, Speichelleckerei und ein demüthiges knechtisches Wesen keineswegs zur Höflichkeit gezählt werden können.

Ein solches Betragen zieht Verachtung nach sich, und zeugt von einer sehr kleinen, eingebildeten, niedrigen Seele. — Unausgesetzte Verbeugungen, ewige Complimente, Kratzfüße und Bücklinge, dummes Lächeln oder vielmehr Grinzen, Herablassung zu unanständigen Diensten und Verrichtungen, alles dieß ist nicht die Sache der wahren Höflichkeit. Diese will zugleich Achtung für sich erwecken, indem sie Achtung gegen andere beweiset.

Der Höfliche tritt wohl als solcher allenthalben auf, aber seine Höflichkeit ist verschieden, je nachdem vornehmer oder geringer die Personen sind, mit welchen er umgeht. Man habe es mit den vornehmsten Menschen zu thun, so darf dennoch unsere Höflichkeit niemals ins Kleinliche und Schüchterne verfallen. Hier müssen Miene und Ton Bescheidenheit, jedoch nicht Furchtsamkeit äußern. Das beständige vor sich Niedersehen, das stäte sich Selbstverläugnen und zu Kleinlautseyn, die beständige Aengstlichkeit, ob man auch nicht gegen den guten Ton anstößt, ob man auch nicht eine zu freie Stellung hat, macht manchen völlig eckigt, sobald er in große Gesellschaft tritt, da er hingegen unter seinen Freunden der liebenswürdigste artigste Mensch ist. Im Umgange mit Vornehmen herrsche in unserer Höflichkeit mehr Ernst, sie habe den Anstrich des Feierlichen, und lasse uns weniger frei als gewöhnlich seyn. Wo wir anderwärts nur Ach=

tung durch unser Thun und Lassen ausdrücken, so sey es hier Ehrfurcht. Unleidlich sind die Menschen, die immer mit der Nase sich bis auf die Erde bücken, deren Miene beständig freundlich grinzt, und auf Befehle wartet, deren Rücken nie gerade wird, die sich nur immer krümmen und winden, und es recht absichtlich darauf antragen, ja ganz nichts zu seyn, deren Ton immer so klein und sachte ist, die immer so thun, als ob sie sich gleichsam in eigener Haut nicht zurecht zu finden wüßten.

Ueber diese Höflichkeit lacht und ärgert sich der vernünftige Vornehme, und wünscht je eher je besser eines solchen Menschen los zu werden; hingegen gibt er seinen Beifall demjenigen, der höflich gegen ihn ist, ohne sich selbst zur Null zu machen. Diese Höflichkeit heischt einen Blick voll Ehrerbietung, eine ernste Freundlichkeit, öfteres scheuloses, jedoch sanftes ergebenes Ansehen des Großen, deutliche aber nicht lärmende Sprache, tiefe Verneigung, aber nicht anhaltendes Bücken. Sie dringt darauf, daß man zu erkennen gebe, man fühle den Abstand zwischen uns und dem Vornehmen, aber sie verbietet, sich zu einem Insekte herabzuwürdigen, das sich glücklich preist, wenn es der Fuß eines Großen in den Staub tritt. Sie will, daß man sein Licht auf eine gute und bescheidene Art leuchten lasse, und ist darum eine Freundin der edeln Dreistigkeit.

Der Vornehme, der diese Höflichkeit vor sich sieht, kann nicht umhin, er muß ihr seine Zufriedenheit schenken, und dem Manne, dem sie eigen ist, Erziehung und Bildung einräumem. Der Vornehme wird dann selbst höflicher, freundlicher, herablassender gegen uns. Es schmeichelt ihm, daß es ein Mann von Politur ist, mit dem er sich abgibt. Er hebt uns auf eine höhere Stufe, und wird immer geneigter, unser Gönner, unser Freund zu werden. Wir sind ihm gewissermaßen verähnlicht, und er schämt sich nicht, sich mit uns zu beschäftigen.

VI.

Ausbildung der Sprache und des Tons.

In dem Abschnitte von der Gesetztheit habe ich gelegenheitlich der Nothwendigkeit der Sprachkultur erwähnt, und bin nun daran, denselben Gegenstand insbesondere zu untersuchen, und zwar einmal in Hinsicht auf die Sprache selbst, und dann in Beziehung auf den Ton, in welchem wir als gebildete Menschen sprechen sollen.

In Ansehung der Sprache selbst scheinen mir folgende Regeln wichtig zu seyn:

1. Man spreche grammatikalisch richtig. Es ist, leider! eine unwidersprechliche

Erfahrungswahrheit, daß die Sprachrichtigkeit immer noch zu sehr vernachlässigt wird. Jünglinge, Männer und Damen, die zur feinen gesitteten Welt gehören wollen, machen sich hier der unverzeihlichsten Fehler schuldig. Sie sprechen das Französische, das Englische, das Italienische mit großer Vollkommenheit, und hüten sich sorgfältig, gegen die Regeln der Sprachlehre zu sündigen, indeß sie ganz kaltsinnig mit jedem Augenblicke ihre Muttersprache radebrechen, und Fehler auf Fehler häufen. Es hat wirklich das Ansehen, als ob man sichs zur Schande rechnete, richtig und rein deutsch zu sprechen. Es scheint, man wolle sich dadurch ein besonderes, ich weiß nicht welches, Air geben, wenn man sich nur platt uud in Provinzialismen ausdrücken kann. Sehr oft hört man bei uns: Setzen wir sich, statt setzen wir uns; er hat ihm ein Vergnügen gemacht, statt, er hat sich ein Vergnügen gemacht; und mehrere andere dergleichen Sprachsünden und Unanständigkeiten. Wie beleidigend dieß für das Ohr des gebildeten, geschmackvollen Mannes ist, brauche ich nicht erst zu sagen; und unerträglich wird es vollends, wenn sogar mit Wissenschaft sich abgebende Personen und Damen vom Range und Schönheit, solche Sprachunrichtigkeiten sich beikommen lassen. — Das deutsche Mädchen verläugnet ihren angebornen edeln Stolz, tritt ihren hohen Ruf mit Füßen, wenn sie ihre Sprache nicht richtig, rein und schön spricht. Dem deutschen

Jünglinge ist sein Vaterland nicht werth, wenn er die Sprache seines Vaterlandes durch Fehler dem Ausländer verächtlich macht.

2. Man bediene sich fremder Wörter nicht, wo man sich in seiner Muttersprache ausdrücken kann. Die Bemerkung kann man alle Tage machen, daß in den glänzendsten vornehmsten Zirkeln die meisten fremden Wörter ganz ohne Noth gebraucht werden. Die deutsche Sprache ist reich genug, sie bedarf der Benennungen und Ausdrücke des Ausländers nicht, man macht sie dadurch buntscheckig, und wird in den Augen des Geschmackvollen lächerlich. Es ist nicht gar zu lange, daß ich einen jungen Mann sprechen hörte, der nach jedem dritten deutschen Worte ein fremdes einflickte, und oft so unpassend, daß ich mich kaum des Lachens enthalten konnte. Er sagte: „Meine Maladie hat mich gehindert, bei der Assemblee zu erscheinen. Ich weiß, man hat sich charmant divertirt, indeß ich ganz solitaire ohne alle Conversation zu Hause saß, und sehr malcontent mit mir selbst war."

3. Man vermeide alle neue unverständliche Wörter und schwülstige poetische Ausdrücke. Viele unserer jungen Leute denken, daß sie sich ein Ansehen von Gelehrsamkeit geben, wenn sie recht unverständlich, verblümt und

figürlich in ihrem Vortrage seyn können. Sie suchen mit vieler Mühe die ungewöhnlichsten Wörter auf, und haschen nach Blumen und Metaphern wie ein Romanschreiber, da doch der gesellschaftliche Sprachton, Einfachheit, Verständlichkeit, Kürze und Bestimmtheit fordert. Eine zu gesuchte Art sich auszudrücken, ist lächerliche Affektation, durch welche man unleidlich wird.

In Rücksicht der Aussprache, des eigentlichen Tons, theile ich meinen Lesern nachstehende Regeln mit:

1. Man sehe darauf, daß unsere Sprache kein widriges Gekrähe, kein unleidliches Zischeln, Stammeln und Lispeln werde. Man dehne die Wörter nicht zu sehr, stoße sie nicht zu schnell und unverständlich aus, spreche nicht durch die Nase, murmle sie nicht zwischen den Zähnen, man singe nicht, schreie nicht, aber man sey auch nicht dumpf, hohl und kreischend. Man spreche nicht alles gleich wichtig aus, wolle nicht immer pathetisch seyn; doch sage man nicht alles in einem Tone, und verschlinge die Laute nicht.

2. Der Ton sey, so viel wie möglich, rein. Das heißt: der Ton sey hell, habe eine Art von Silberklang. — Wenn uns nicht Krankheiten des Halses oder der Brust, oder ein Fehler in den Sprachwerk-

zeugen diesen reinen Ton unmöglich machen, so steht es allerdings in unserer Macht, uns eine Silberstimme zu verschaffen. Man stelle nur häufige Uebungen an, und habe genau Acht auf sich. Man lese des Morgens, noch nüchtern, recht viel laut, und schreie seine Stimme aus. Am besten geschieht dieß bei einem großen Geräusch, z. B. bei einer Mühle, einem Wasserfalle, einer Trommel, oder bei unschuldigen Spielen auf dem Felde oder im Garten, und am allerbesten, wenn man musikalisch ist, bei einem Flügel. Man nehme zu diesem Ende jeden Morgen einen Ton besonders vor, schlage ihn an, und halte ihn so lange mit der Stimme aus, bis er nicht mehr wankt, nicht mehr heiser bebt oder überspringt. Musik und Gesang erweisen zu diesem Behufe die trefflichsten Dienste; die Stimme erhält Umfang und Geschmeidigkeit, der Ton Melodie, Reinheit, schöne Fülle, Festigkeit und Modulation. — Hindert Verschleimung oder sonst eine vertilgbare physische Ursache die Reinheit des Tones, so kann oft der Arzt baldige Hülfe schaffen. — Uebrigens meide man alles, was die Stimme verderben kann, als: zu sehr anstrengende Erhitzungen, wüstes rohes Geschrei und Ueberschreien, zu frühes und unmäßiges Tabakrauchen, unvorsichtige Erkältungen, erhitzende Getränke im Uebermaße genossen, zu fette, zu viel Schleim machende Speisen, Liederlichkeit und Ausschweifung u. s. w. Alles dieß sind erklärte Feinde der Reinheit im Sprachtone, machen die Stimme

heiser, schwach, bebend, holpericht, ungleich, rauh und höchst unangenehm.

3. Der Ton habe die erforderliche Fülle; das ist, er sey nicht schwächlich, krähend, kindisch, unsicher, schwankend. Durch Uebung, besonders durch das Singen, kann man dem Tone die nöthige Fülle geben; man übe sich nur täglich in den tiefern Tönen.

4. Man sorge für die Festigkeit des Tones; denn ein unsicherer, bebender, schüchterner Ton mißfällt auch aus dem Grunde, weil man ihn häufig bei Furchtsamen und Gewissensscheuen antrifft. Uebungen im Singen zu einem rein gestimmten Instrumente verhelfen zu dieser Festigkeit.

5. Man trachte nach Modulation im Tone, oder nach der Geschicklichkeit, die Töne auf das mannigfaltigste zu biegen, zu lenken und zu stimmen, sie auf das genaueste den Empfindungen, und ihrem Grade und dem Sinne anzupassen. Diese Geschicklichkeit gibt unserm Gespräche erst den wahren Reiz, das wahre Leben, die gehörige Kraft und die rechte Bedeutung. Sie gibt den Tönen die wahren Schönheiten der Artigkeit und Ergebenheit, des Zutrauens, des Biedersinnes, der Herzlichkeit, der frohen, aufgeweckten Laune, des Nachgebens, der Theilnahme, der Bescheidenheit u. s. w.; sie ver-

räth Bildung. — Man versetzt sich in den Besitz dieser Geschicklichkeit durch genaue Achtsamkeit auf diejenigen, denen man den wahren Conversationston zuschreibt. Wir haben Schauspieler, die man sich hier zum Muster nehmen kann. Man lerne ferner unter der Aufsicht eines Kenners, eine Erzählung, einen Dialog gut lesen und richtig ausdrücken, und studire zu diesem Endzwecke genau den wahren Sinn, der in den Worten liegt, die Lage, in welcher jemand spricht, das Hauptgefühl, was der Verfasser hineinlegen wollte, die Empfindungen, zu denen er überspringt, die plötzlichen Wendungen, welche Laune oder Lebensklugheit nimmt, die Abstufungen des Raisonnements, den Grad ihrer Spannung u. s. w., und setze sich bei dem Lesen dann jedesmal genau in die Situation desjenigen, der da spricht, denke sich fest in seinen Charakter hinein, und der Ton wird bald den Vorzug der M o d u l a t i o n erhalten. Vorzüglich dienen dazu die Dialogen unserer vorzüglichen theatralischen Familiengemälde, wo die wahre Empfindung nicht deklamirt, sondern kräftig ans Herz gesprochen seyn will. — Doch gibt es auch Fälle, wo man von uns im gesellschaftlichen Leben wirkliche Deklamation verlangt; wir müssen oft etwas mit Nachdruck und pathetisch erzählen, oft Gedichte und prosaische Aufsätze vorlesen, die alles verlieren würden, wenn man sie nicht deklamiren wollte. Hier muß ebenfalls Uebung das meiste thun. Man muß den Dichter

oder den Prosaisten studiren. Man muß vorzüglich aufmerksam auf die Beiwörter seyn, die der Deklamation, besonders der malenden Deklamation, so schönen Stoff und Ausdruck geben. Man verzweifle mit den Verzweifelnden, spreche schüchtern mit dem Furchtsamen, stolz mit dem Stolzen, leutselig im Munde des Leutseligen, höhnisch mit dem Spottenden; kurz, man spreche ganz so, wie der, welcher im Stücke vorgestellt wird. — Doch hüte man sich, für diese Uebungen bloß Gedichte im hohen lyrischen Schwunge, oder steife, pathetische Reden, wo die Deklamation meistens Gesang wird, zu wählen, und diesen Gesang etwa gar in die Conversation mit hinüber zu nehmen. Nichts ist unleidlicher als eine solche Affektation im Sprechen.

6. Eben so nothwendig ist dem Sprachtone eine richtige Accentuation. Ein richtiger Accent in der Sprache ist ein sicheres Merkmal, daß man eine feinere Erziehung genossen, an seiner Bildung gearbeitet und in bessern Gesellschaften Zutritt gehabt habe; alles Eigenschaften, die uns an andere empfehlen, bei andern angenehm und beliebt machen. Ein gehörig accentuirter Vortrag, Erzählung, Ausdruck, schmeicheln dem Ohre der Zuhörer, tragen zur Festhaltung ihrer Aufmerksamkeit bei, und erleichtern uns gar sehr die Mühe, Gewicht und Nachdruck auf das, was wir nicht umsonst gesagt haben wollen, zu legen. Falsch accentuirt der

Rohe, der Ungesittete; ihre Accente sind schneidend, stechend, widerlich, das feine Ohr kann sie nicht vertragen. Das hirnlose delikate Herrchen, die grimassirende Dame und der eitle Geck, der Prahler und Großsprecher, haben ihre eigenen Accente, die durch das Gezwungene, Unnatürliche, Uebertriebene, theils Lachen, theils Verachtung erregen. Auch die Andächtelei, die schleichende Betrugssucht, die niedrige Schmeichelei, zeichnen sich durch besondere Accente; sie sind schleppend, singend, zischend, unausstehlich im höchsten Grade. Der richtig accentuirende Ton gefällt; denn er richtet die Aufmerksamkeit des Zuhörers unvermerkt auf das, was gesagt wird.

7. Der Ton des gesellschaftlichen Umgangs, wo es darauf ankommt, zu gefallen, uns die Gunst und Achtung anderer zu erwerben, darf nicht kalt, gleichgültig, mokant, bitter, spöttisch, pikant seyn, mit einem solchen Tone beleidigt man oft mehr, als mit den anzüglichsten Worten. Es muß ein gefälliger, bescheidener, der Empfindung vollkommen entsprechender Ton seyn, Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Biederkeit anzeigen.

8. Man verhüte endlich eine beständige Energie des Tones. Die Stärke desselben muß sich nach der Wichtigkeit der Sache richten, und da sichtbar schwächer werden, wo wir von uns selbst und von unsern

Angelegenheiten sprechen, oder wir verfallen in den Ton der Selbstliebe, des Stolzes und der Prahlerei; ein Ton, der lächerlich und gehässig zugleich ist.

9. Eine eigene Cultur muß man dem Erzählungstone widmen. Man muß die Kunst erlernen, schön und kurz zu erzählen. Diese besteht in der Verhütung des Umständlichen, Abgebrochenen, Unordentlichen und Durcheinandergeworfenen. Man trifft auf Erzähler, denen es außerordentlich schwer ankommt, ihre Erzählung schicklich anzufangen; so wie es wieder viele gibt, die mitten in ihrem Vortrage stecken bleiben, den Faden verlieren, und nicht Worte finden, sich auszudrücken. Andere wieder können nichts in gehöriger Ordnung, und in einem natürlichen Zusammenhange vorbringen; sie verirren sich alle Augenblicke, und gerathen in die unangenehme Nothwendigkeit, sich beständig verbessern zu müssen. Noch andere sind in ihren Erzählungen so umständlich, daß sie sich in ein Labyrinth von Geringfügigkeiten verlieren, woraus sie keinen Ausgang finden können. Erzähler dieser Gattung werden lästig; man ist froh, wenn man ihrer entledigt wird.

Der gute Erzählungston fordert, daß man mit den einfachsten Worten, ohne Schwulst und Wortkrämerei, in den natürlichsten Wendungen, alles schön sage und schildere, das Augenmerk immer auf die Hauptsache hinhefte, unmerklich dem Ziele sich

nähere, und die Neugierde der Zuhörer allmählig zu spornen wisse.

Aufmerksamkeit auf solche Erzähler, vielfältige Uebung unter der Aufsicht geschmackvoller Freunde, und eine gute, sorgfältig ausgewählte Lektüre hierher gehöriger Schriften sind die Mittel, durch welche man sich den Reiz eines ausgebildeten Erzählungstalents erwerben kann.

Ich kann gegenwärtigen Abschnitt nicht schliessen, ohne etwas von der Aussprache zu sagen, gegen welche man so häufig verstößt. Man muß nothwendig ungehalten darüber werden, wenn man von den gesittetsten Personen das a wie ein o, das ů wie ein i, das å wie ein e aussprechen, und unzählige andere Vergehungen gegen eine gute Aussprache hört. Jeder Buchstabe muß seiner Natur gemäß ausgesprochen werden, muß seinen natürlichen Klang haben, muß so korrekt seyn, als die Schrift selbst; daher denn auch in der Aussprache desselben keine Verdoppelung, keine Abänderung des Lautes vorkommen dürfen.

VII.

Gesang und Tanz.

Unter die Eigenschaften, welche hauptsächlich die jüngere Welt als Reize kleiden und selbst der ältern ein veredeltes Aeußere beibringen, gehören unstreitig der Gesang und der Tanz.

Der Gesang ist im Stande dem häßlichen Gesichte, dem ungestaltetsten Körper eine gewisse Anmuth zu geben, und dem geschickten Sänger Achtung und Liebe zu gewinnen. — Bei dem Gesange kann man die Stärke seiner Empfindungen, die Grade der Gefühle, das Steigen und Fallen der Leidenschaften, Mittheilung und Herzensergüsse deutlicher und erlaubter zeigen, als in der Sprache des Umgangs. — Der Gesang versetzt den Singenden in alle Lagen, die ihm Beifall zuwegebringen können. Die leisesten, feinsten Empfindungen, Herzlichkeit und Wärme, Geschmack, Deklamation und die Einbildungskraft können beim Gesange in ihrem vollsten Lichte erscheinen.

Um ausdrucksvoll und schön zu singen, muß man sich ganz in die Lage derer denken, denen der Gesang in den Mund gelegt wird. Man muß das, was man singt, vollkommen verstehen, empfinden, fühlen.

Eben so ist auch Deutlichkeit eine wesentliche Bedingung eines schönen Gesanges. Die Zuhörer müssen nicht bloß Töne hören, sondern auch mit dem Inhalte des Textes bekannt gemacht werden.

Die schönste Melodie verliert ihre Anmuth, wenn sie mit Grimassen verbunden ist. So hat man Sänger und Sängerinnen, die keinen Ton ausstoßen können, wenn sie nicht dabei ihr Gesicht verzerren, die Augen verdrehen, den Kopf bald her, bald hin werfen, den Mund unförmlich öffnen, und die widerlichsten Bewegungen mit dem übrigen Körper machen. — Andere wieder vernachlässigen die Natur ganz, und wollen nichts als Kunst seyn, wodurch denn nothwendig die Empfindungen, welche der Gesang bei den Zuhörern erregen soll, gestört werden müssen.

Die feine Lebensart hat auch beim Gesange ihre unverletzlichen Gesetze. Die wichtigsten darunter sind:

1. Gelingt dem Singenden der Vortrag einer Stelle, — so auch bei dem Spieler eines Instruments, und fühlt er es, daß er Beifall verdient; so sehe er ja nicht in der Gesellschaft um sich herum. Ein solches Herumsehen verräth Begierde nach Bewunderung und Lob.

2. Spielt oder singt man, so lasse man ja nicht gleich am Ende des Spieles oder Gesanges eine gänzliche Stille eintreten; denn auch diese könnte uns als Aufforderung zur Beifallsertheilung gedeutet werden; man übergehe sogleich wieder zu einem andern Stückchen, oder knüpfe ein Gespräch an, damit den Anwesenden nicht so viel Zeit übrig bleibe, höflichkeitshalber unserm Talente Weihrauch zu streuen.

3. Man mache nicht durch Kopfnicken oder andere Zeichen die Gesellschaft auf eine Stelle aufmerksam; man muß es den Zuhörern überlassen, was sie ihrer Achtsamkeit werth finden wollen; nicht unser, sondern das Urtheil der Anwesenden muß hier entscheiden.

4. Man messe seinen Gesang immer nach der Größe des Zimmers ab, in welchem man singt. In einem kleinen Zimmer darf man zu einem kleinen Clavier keineswegs so laut seyn, als in einem großen Conzertsaale, wo mehrere Instrumente den Gesang begleiten, und die Stimme schwer seyn muß, um gehört zu werden. Ist sie es in einem engen Raume, so ergötzt sie nicht; sie beleidigt das Ohr.

5. Man sey mit der Stimme haushälterisch, fange nur mäßig stark an, und lasse sie allmählig

wachsen, damit man sie den ganzen Gesang hindurch behalte, und am Ende, wo der Affect ungestümer, oder die Kunst verwickelter wird, noch Athem und Stärke genug habe.

Gewandtheit, Anstand, Grazie in der Stellung und Bewegung des Körpers, Symmetrie, Rundung und Geschmeidigkeit, Anmuth im Gange, Politur und Feinheit in den Complimenten, u. s. w. sind die großen Vortheile, die wir vom Tanze erhalten, und die uns lebenslänglich bleiben. Dazu kömmt noch, daß uns eben diese Geschicklichkeit zu den angenehmsten Gesellschaftern des andern Geschlechts macht, das den Tanz so sehr schätzt. Man hat Beispiele, daß Menschen von mittelmäßigen Geistesgaben schon oft bloß ihrer Tanzkunst Beförderung und Glück zu danken hatten. Ein guter und schöner Tanz muß vorzüglich folgende Eigenschaften haben:

1. Die Händehaltung darf nicht plump und schwer seyn. Die Arme dürfen nicht am Körper aufliegen, auch nicht hin- und herschleudern. Ihre Bewegungen müssen leicht, sparsam und angenehm seyn.

2. Alles Eckige, Gezwungene und zu Süße muß beim Auffordern der Dame zum Tanze, bei Herumführung derselben, beim Schlusse des

Tanzes, und im ganzen Fortgange desselben hinwegbleiben.

3. Das Oeffnen der Arme bei der Beendigung der Menuet muß voll Ergebenheit und bescheidener Zurückhaltung, das Gesicht voll freundlichen Ernstes und schamhafter Zärtlichkeit seyn.

4. Die Hand des Mittänzers darf nie zu fest gehalten werden, so wie auch das zu starke Ansichdrücken im deutschen Tanze eine wahre Unanständigkeit ist.

5. Nie erlaube man sich im Tanze unartige Stellungen und schamlose Zudringlichkeiten, wie das so häufig beim Balanciren, Walzen und Umfassen geschieht. Jede zweideutige Miene beim Tanze ist Beleidigung des Anstandes, und verräth Mangel an Achtung. Man komme nie zu nahe mit seinem Körper an den Körper des Mittanzenden, sey äußerst vorsichtig und bescheiden beim Umfassen, berühre die Hand nur sanft, und begleite seine körperlichen Bewegungen zugleich mit einem gefälligen Mienenspiel, das aber keineswegs mit Kokketterie verwechselt werden darf.

6. Bei den hüpfenden Tänzen überschreite man ja nicht die Regeln solcher Tänze, und hüte sich, ins Uebertriebene zu gerathen, oder durch Bocksprünge

seine Dame amüsiren, und den Beifall der Gesellschaft erwerben zu wollen. Auch setze man den Tanz nie bis zur Ermüdung fort. Es ist wirkliche Roheit und Dorfsitte, so lange in einem fort zu tanzen, bis Tänzer und Tänzerinnen vom Schweiße triefen, und nicht zu Athem kommen können.

7. Man habe immer die Regel vor Augen, daß der Tanz eigentlich mimisches Accompagnement der Füße und des Körpers zur Musik sey, in seinen Bewegungen Takt halten, den Inhalt der Musik und die darin liegenden Empfindungen ausdrücken soll. — Wer diese Regel genau befolgt, wird gewiß mit Anstand und Beifall tanzen.

8. Wo man ohne Handschuh tanzt, da ist es doppelt nothwendig darauf zu sehen, daß man nicht mit schwitzender Hand seine Tänzerin berühre.

VIII.

Complimente.

Unter Complimenten verstehe ich eine Verbeugung des Körpers in der Absicht, unsere Achtung dadurch gegen jemand auszudrücken.

Die Complimente werden gewöhnlich in

das gehende, stehende und sitzende Compliment eingetheilt.

Bei allen diesen Complimenten kömmt es hauptsächlich auf die Beobachtung nachfolgender Regeln an:

1. Man beuge sich vor dem Großen tief schon da, wo er noch in der Entfernung ist, weniger tief und in geringerer Entfernung vor dem Vornehmen.

2. Allzutief darf keine Beugung gemacht werden, und nie darf man zu lange in dieser Stellung bleiben; denn dieß macht den Anstand kriechend.

3. Man beuge sich nicht zu schnell, richte sich auch nicht zu schnell auf; dieß benimmt dem Complimente allen Reiz. Beides muß nur allmählig geschehen.

4. Bei dem Complimente, welches man das gehende nennt, und welches im Vorbeigehen mehrern, die neben einander sitzen oder stehen, gemacht wird, müssen die Füße dicht auf der Erde fortgezogen werden, und dieses Fortziehen eben so allmählig zu- und abnehmen, als das Heben und Senken der Beugung.

5. Das Auf- und Niedergehen des Kopfes darf nie abgebrochen seyn; eben so wenig soll man plötzlich

still stehen und fortgehen. Die Beugung des Kopfes und das Fortschreiten der Füße müssen in einer beständigen aber sehr allmähligen, etwas langsamen Bewegung seyn, und nicht eher aufhören, als bis man am Ende der Reihe ist.

6. Bei dem stehenden Complimente, welches man macht, wenn jemand, der dicht vor einem steht, einem etwas Verbindliches sagt oder aufträgt, ist es fehlerhaft, wenn man dabei entweder beständig zurücktritt, die gewöhnlichen Fußscharrungen macht, und wie Quecksilber in beständiger Bewegung ist, oder fest mit den Füßen stehen bleibt. Man muß bei diesem Complimente, wenn es schicklich und anständig seyn soll, den einen Fuß in einer kleinen Entfernung hinter den andern zurückziehen, so daß er mit den Zehen bloß die Erde berührt, und diese Stellung dann wieder verändern, wenn die Beugung des Kopfes aufwärts geschieht. Dabei ist noch zu bemerken, daß die beiden Füße abwechseln, aber solches nicht zu schnell hintereinander thun müssen.

Das sitzende Compliment verlangt eine mäßige Senkung des Kopfes und Beugung des Rückens ohne irgend eine andere Bewegung des Körpers. Man macht dieses Compliment theils in Gesellschaften, wo bereits alles sitzt, und entweder ein neues Gesellschaftsglied von nicht zu hohem

Range, oder ein Freund des Hauses eintritt, oder uns, die wir sitzen, jemand aus der Gesellschaft eine Verbindlichkeit sagt oder etwas darreicht, das Dank von unserer Seite fordert; theils macht man es auch gegen Geringere, deren Besuche wir sitzend empfangen.

8. Zu diesen drei Gattungen von Complimenten kann man noch das Kopf- und das Hand-compliment hinzuthun. Ersteres ist ein Nicken mit dem Kopfe, verbunden mit einer merkbar freundlichen Miene. Es ist das Compliment des Mannes und der Dame von sehr hohem Range gegen ihre Untergebene, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem letztern das Nicken öfter wiederholt, und die Miene freundlicher und lächelnder wird.

9. Complimente, die mit dem Hute in der Hand gemacht werden, fordern nur eine mäßige Armbewegung, wobei sich dieser nicht zu weit vom Körper entfernt. Geschieht dieß, so wird das Compliment altfränkisch, und erregt Lachen.

10. Je vornehmer die Person ist, der man ein Compliment macht, desto mehr freundlichen Ernst und Hochachtung mit durchstrahlender Freundlichkeit, muß die Miene annehmen. Weniger feierlich, mehr freundlich und lächelnder wird sie, je minder vornehm im Verhältnisse mit uns, oder je vertrauter Personen mit uns sind.

IX.

Kleidung.

Unter dem Aeußern des Menschen begreift man auch billig die Kleidung. Sie läßt uns manchen Blick in das Innere thun und auf Denkart und Sitte schließen.

Die wesentlichsten Erfordernisse eines Anzuges, der uns in Werthschätzung bei der Welt erhalten soll, sind Reinlichkeit, Ordnung, Geschmack, Einfachheit, Nettigkeit und Eleganz.

Schon die Sorgfalt für unsere Gesundheit macht es uns zur Pflicht, auf Reinlichkeit in jedem Kleidungsstücke zu sehen, und im gleichen Grade sind wir es unsern Mitmenschen schuldig, alles von uns abzulehnen, was ihnen an uns mißfallen und Ekel erregen kann. Wir sind es uns selbst schuldig; denn es ist unmöglich, daß man uns achte und liebe, wenn wir einen unangenehmen beleidigenden Anblick geben. Unreinlichkeit im Anzuge gibt einen gegründeten Anlaß, auch unreine Sitten bei uns zu vermuthen. — Selbst da, wo wir im tiefsten Negligee sind, muß Reinlichkeit unsere Gefährtin seyn, so wie bei dem prächtigsten Kleide. — Der reinliche Mensch macht auf jedes Auge einen

fröhlichen Eindruck, kann allenthalben auf gute Aufnahme rechnen, hat selbst das Gefühl der Wohlbehaglichkeit, wird heiter und aufgelegt. Vorzüglich richte man sein Augenmerk auf reine Wäsche. Der glänzendste Anzug bleibt ohne Wirkung, wenn die Wäsche unsauber ist; so wie dagegen das einfachste Kleid gewinnt, wenn die Wäsche weiß und rein ist. Ein reiner, weißer, schmutzloser Anzug ist Sonnenschein in einem Zimmer, und das Bild eines hellen reinen Gefühls.

Von gleicher Wichtigkeit ist die Ordnung im Anzuge. Sie ist eine Art Beweises, daß man auch in seinen Geschäften ordentlich sey. Zu dieser Ordnung wird erfordert, daß alles an uns so beschaffen sey, wie es Sittlichkeit und Anstand gebieten. Nichts darf hängen und schlottern. Nirgends dürfen sich Spuren von Nachlässigkeit finden. Alles muß beweisen, daß wir auf Akkuratesse und Anständigkeit in unserer Kleidung sehen.

Zum Geschmacke im Anzuge gehört nun nicht, daß man jede Mode mitmache, sondern daß man sich jedesmal so kleide, wie sich Personen von Verstand und Geschmack zu kleiden pflegen, also weder zu alt noch zu neu, immer so, daß unser Körper dabei an Schönheit gewinne, und die Bequemlichkeit nicht verliere.

Die Einfachheit in der Kleidung verbietet alles Bunte, Prahlende und Auffallende; mithin eine zu große Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Farben, alle schreiende und grelle Farben, alle unharmonische Farbenmischung und Zusammensetzung, z. B. grün und dunkelblau, hellblau und grau, oder schwarz und braun. — Männern steht vortrefflich ein dunkler Anzug, am besten der französisch-blaue oder englisch-schwarze in Frack und Beinkleid, der sich durch eine geschmackvoll gearbeitete goldene oder stählerne Uhrkette und durch englisch-gewichste Stiefeln hebt, aber stets mit feiner Leibwäsche und einer weißen oder munterfärbigen Weste begleitet seyn will. Soll er als Galla-anzug gelten, so ist zu beiden Farben des Fracks eine weiße Weste, ein lichtfärbiges kurzes Beinkleid und ein weißer seidener oder feinbaumwollener Strumpf nebst Schuhen das Passendste. Doch verträgt sich mit dem englisch-schwarzen Frack auch eine ganze schwarze Unterkleidung. Ueber die Form des Hutes bestimmt die in diesem männlichen Kleidungsstücke am meisten wechselnde Mode.

Doch nicht die Kleider allein, sondern alles andere, was man an und bei sich trägt, muß mit dem Stempel der Einfachheit bezeichnet seyn, z. B. Stikkerei, Dosen, Uhren, Ringe, Degen, Uhrketten, Armbänder, Ohrgehänge, Hals- und Kopfschmuck u. s. w.

Die Nettigkeit des Anzuges befiehlt, daß die Kleider nur wohl anpassen, und ohne den Körper in seinen Bewegungen zu hindern, oder die Wohlgestaltheit desselben zu verdunkeln, dicht anliegen.

Die Eleganz endlich besteht darin, daß der Anzug weder schreiend noch gar zu glänzend, sondern ausgesucht, gewählt und von Werthe sey.

Vermeiden muß man im Anzuge alles Auffallende und Sonderbare, Theatralische und Phantastische. Unser Geschmack, unsere Gesinnung, unser Herz werden dadurch beurtheilt. Man heißt lächerlich, weil man sich lächerlich kleidet.

Das Sonderbare der Kleidung besteht unter andern darin, daß man sich ganz als Fremder in einem fremden Lande, und der eingeführten Tracht ganz entgegen trägt.

Auffallend kleidet sich der junge Mann, der seinen Hut, seine Stiefeln, seinen Rock oft einigemal so groß als andere vernünftige Leute wählt, der alles übertreibt, sich eine gewaltige Wulst um den Hals macht, das Kinn in ein Tuch verbirgt und seine Haare verschneidet, oder an beiden Backen einen fingerlangen Bart sich wachsen läßt.

Phantastisch kleidet man sich, wenn man keine Rücksicht auf sein Alter nimmt, sich als erwachsen wie ein Kind anzieht, im Sommer Winterkleider und im Winter Sommerkleider nimmt, bald wie ein Schmetterling, bald verhüllt wie eine Puppe umherwandelt, den Hut auf dem einen Ohre sitzend, oder ihn beständig unterm Arm trägt u. s. w.

Eben so sehr muß in der Art sich zu kleiden alles vermieden werden, was gegen Sittlichkeit, Schamhaftigkeit und Tugend läuft. Zu frech hingestellte Reize sind und werden Häßlichkeiten. Das Frauenzimmer, es mag so schön seyn wie ein Engel, verliert alles, wenn die Kleidung desselben die Kleidung einer Buhlerin ist.

Man kleide sich lieber zu gut, als zu schlecht, lieber reich als zu arm. Die gewöhnliche Welt sieht nach dem Kleide, und beurtheilt danach den der es trägt.

Statt vieler Festtagskleider wählt man lieber gute Hauskleider, in denen man alle Tage rein und anständig erscheinen kann.

Der Galaanzug, der zuweilen unvermeidlich ist, hat seinen eigenen Anstand. Freundlicher Ernst, eine stille nicht affektirte Feierlichkeit, eine gewisse Erhabenheit und Würde, Ehrbarkeit und Selbstgefühl sind die Grundzüge dieses Anstandes.

Zu blühenden schönen Gesichtern stehen die dunkeln Farben am besten. Die Schönheit hebt sich dann erst recht, und das Dunkle der Kleidung sticht gegen das schöne blühende Gesicht vortrefflich ab.

Man ziehe sich des Morgens gleich früh an, damit man nicht in zu große Verlegenheit bei dem etwaigen Besuche eines Fremden komme. Dieser Anzug kann wohl so beschaffen seyn, daß man um Entschuldigung der Häuslichkeit bitten darf, aber nie so, daß man Ursache habe, sich deshalb zu schämen. Der Anzug mag so prächtig und so schön seyn, als er wolle, so gebe man dennoch durch kein Zeichen zu erkennen, daß man stolz darauf sey, daß man an sich selbst deswegen einen Wohlgefallen habe, oder andere minder achte, die nicht so reich und schön gekleidet sind, als wir.

X.

Zimmereinrichtung.

Die verfeinerte Lebensart zeigt sich auch in der Art der Meublirung unserer Zimmer. Alles muß hier einen äußerst geläuterten Geschmack und Weltkenntniß verrathen. Malerei, Geräthschaften, Verzierung und Stellung derselben, müssen es anschau-

lich machen, daß man sich in einem Hause befinde, wo Verstand und feine Sitte wohnen.

Die Verschiedenheit der Stände und der Beschäftigung macht auch Verschiedenheit in der Meublirung der Wohnungen nothwendig, und ich müßte ein eigenes Werk über diesen Gegenstand schreiben, wollte ich die schicklichste Zimmereinrichtung für jeden Stand und Beruf angeben. Es sey mir genug, einige Regeln mitzutheilen, wie die Zimmer des Mittelstandes, ohne prächtig und glänzend zu seyn, doch mit Geschmack meublirt werden sollen.

Meublirung eines Visitenzimmers. Dieses Zimmer ist zum Empfange der Fremden und der Besuche, die uns gemacht werden, bestimmt; es muß also eine diesem Endzwecke ganz entsprechende Einrichtung und Verzierung haben; daher weder Schränke, weder Schreibtische, Kommoden, Schenktische und Speisetafel in der Mitte, noch Ankleidespiegel, Toilettetische, Bettstätte u. dgl. hier Platz finden dürfen. Kronleuchter, Trumeaux oder Spiegel und Spieltische, Ottomanen, Divan, Sofa, Kanapee, allenfalls eine schöne Stockuhr, sind die Einrichtungsstücke eines Visitenzimmers. Auf den Seitentischen können Vasen stehen, die dem Ganzen ein schönes Ansehen geben. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Stücke nach dem beliebtesten neuesten Geschmacke verfertigt seyn müssen. Zieht

man Malerei den Tapeten vor, so muß diese einen anmuthigen aufweckenden Anblick gewähren, ohne bunt oder scheckigt zu seyn. Man muß daran nicht die Bürste eines Wandschmierers, wohl aber den Pinsel einer Künstlerhand erkennen. Liebt man Tapeten, so müssen diese ebenfalls das Zimmer hell machen, und von den ausgesuchtesten Mustern seyn. Karmoisin oder Himmelblau ist die beste Farbe. Von eben diesen Farben sollen auch die Fenstervorhänge und die Ueberzüge der Sofen und Stühle seyn. Schön geschliffene Mahagoni- oder Ebenholz-, auch nußbaumene Gestelle dieser letztern thun eine ausnehmend gute Wirkung, so wie sich hierher eben solche Tische, oder Tische mit Marmorplatten unter Spiegeln, die entweder ganz vergoldete, oder mit Bronze reich gezierte Rahmen haben, schicken.

Es kömmt alles darauf an, in einem solchen Zimmer alles nach gehöriger Symmetrie, und wie es die beste Wirkung thut, zu stellen. An der breitesten Wand steht natürlich das Sofa am besten; zu beiden Seiten desselben einige Stühle, von denen es die Symmetrie erfordert, daß sie in gleich weiter Entfernung von einander selbst und von dem Sofa, und völlig gerade und in gleicher Entfernung von der Wand abstehen. Man nenne dieß nicht Kleinigkeit; dem Geschmackvollen und Ordnungliebenden fällt das geringste Schiefe und Ungleiche, der kleinste Verstoß gegen Ordnung und Ebenmaß auf.

Sind mehrere breite Wände in dem Zimmer, die durch keine Thüre unterbrochen werden, so wird es nöthig, daß man auch diese nicht bloß mit Stühlen, sondern entweder mit einem Trumeau, oder mit einem Tische kleide, auf welchem eine oder mehrere Figuren, oder eine Vase steht; neben diesen würden dann weiter die Stühle nach jedem Ebenmaße gestellt werden. — Gemälde in Visitenzimmern aufzuhängen, mag dahingehen; aber es müssen schlechterdings Gemälde von Meisterhand und in nicht zu großen Formaten seyn. Medaillons lassen nicht übel. Porträte taugen nichts ins Visitenzimmer, am allerwenigsten eigene und Familienporträte. Man muß sein liebes Ich so viel als möglich zu verstecken suchen. Daß endlich die größte Reinlichkeit hier herrschen müsse, brauche ich nicht erst zu erinnern.

Meublirung der Wohnzimmer. Das Wohnzimmer bedarf weniger Glanz. Es verlangt Reinlichkeit, Ordnung, Geschmack und Simplicität. Aus diesem Grunde können hier die hölzernen Meubeln von Kirschbaumholz seyn; die Grundfarbe der Wände ist dagegen wieder hell. Unter die Geräthschaften eines Wohnzimmers gehören Kommode, Sekretär, Clavier oder Fortepiano, wo man musikalisch ist, Sofa, Stühle, kleine Seitentische und runde Tischchen, und ein großer Spiegel. Große Schränke passen auch hierher nicht. Geräthe, Porzelain, Silberzeug

u. dgl. auf Kommoden, Schränke und Tische zu stellen, ist dem neuern Geschmacke zuwider, der mit dergleichen Dingen keineswegs prahlen will. Auf der Kommode kann eine Vase oder ein einfacher Aufsatz von Marmor oder Alabaster, so wie auf dem Sekretär ein antiker Kopf stehen. Leidet es der Platz, daß man eine Handbibliothek stellt, so können auf diesem Repositorio einige gipsene oder Bronzeköpfe stehen. Auch hier macht es die Symmetrie nöthig, daß jede Wand eine Hauptmeuble, aber nur eines habe, wenn der Anblick nicht ängstlich werden soll.

Wo es der Bau des Zimmers zuläßt, setzt man die Sofa dem Ofen nahe, und nie in diese Nähe Sekretär oder Kommode. Ein Seitentischchen steht in seiner Nähe aber am rechten Orte, und macht, daß dieses Plätzchen am Ofen traulicher und bequemer erscheint.

Meublirung eines Schlafzimmers. Eine schöne graue Farbe bei grünen Gardinen und Vorhängen, ist die wahre Farbe eines geschmackvollen Schlafzimmers. Das verhüllte Grün gibt einen angenehmen Schatten, und es sieht einem gleichsam in einem solchen Zimmer das Bild der stillen Ruhe entgegen.

Müssen in einem Schlafzimmer mehrere einzelne Bettstellen stehen, so ist es am schicklichsten, sie so zu stellen, daß sie mit dem Kopfbrete an der Hauptwand, und so in die offene Stube hineinstehen; auch können sie füglich neben einander gestellt werden.

In der Mitte zwischen zwei Bettstellen nimmt sich ein runder oder ein viereckiger, überall bis auf die Erde behangener Tisch sehr gut aus. Er ist festonartig aufgenommen, gleichsam in Form eines Altars, und kann darauf allenfalls eine Vase oder eine schöne Figur, oder auch eine schöne Stockuhr, sehr gut gestellt werden. Eigene und Familienporträte sind in einem Schlafzimmer am rechten Orte.

Ueberhaupt muß hier alles in einem äußerst einfachen Geschmacke und von dunkler und ja nicht schreiender Farbe seyn.

Kann es geschehen, so heischen Geschmack und Gesundheit, daß das Schlafzimmer nicht zu klein sey, daß es licht, reine Luft und Sonnenzugang genug, und die Aussicht in eine stille Abtheilung des Hauses, am besten in einen Garten habe.

Studirzimmer sind grün, mit antiken Köpfen, Büsten, Porträten von Gelehrten, Globen u. s. w. geziert. Die Bücher stehen in netten Schränken. Mit grüner feiner Wachsleinwand sind

die Tische überzogen. Sofa und Sessel sind bequem. Eine Stockuhr unterbricht die feierliche Stille des Museums. Die Aussicht ist wie jene des Schlafzimmers, von welchem es nicht zu weit entfernt seyn darf.

Die Zimmer der Domestiken sind weiß, äußerst einfach und wohlfeil meublirt, rein und hell.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Zweiter Abschnitt.

Aeußere Eigenschaften, die den Menschen in besondern Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens zieren.

XI.

Verhaltungsregeln beim Frühstücke.

Es gibt Fälle, wo man entweder selbst ein Frühstück gibt, oder an einem fremden Orte dazu geladen wird. In beiden Fällen schreibt die feine Lebensart Gesetze vor, die ich unmöglich mit Stillschweigen übergehen darf. Ich lasse sie unter folgenden Punkten zusammen:

1. Man empfängt die geladenen Gäste nicht in vollem Staatsanzuge, aber auch nicht in einem zu häuslichen Negligee; man ist nett und fein gekleidet, doch immer so, daß man daran erkennen kann, es sey ein Morgenanzug.

2. Die Dame vom Hause, wo eine ist, nimmt es über sich, die Gäste zu bedienen; aber sie trägt die Tassen nicht selbst herum; sie füllt solche mit dem Morgengetränke, und läßt sie von ihren Domestiken präsentiren.

3. Das Gedecke des Frühstücktisches ist fein und modern; die Trinkgeschirre hat der gebildetste Geschmack gewählt.

4. Besteht die Gesellschaft bloß aus Mannspersonen, so schenken sich diese entweder selbst ein, oder es thut solches an einem Seitentischchen ein Domestik.

5. Sind mehrere Damen zugegen, so nehmen die Männer die Tassen aus den Händen der Aufwärter, und reichen solche den Schönen dar.

6. Die Damen sitzen, die Männer stehen gewöhnlich. Erst nach dem Frühstücke setzen sich auch diese, und unterhalten die Gesellschaft.

7. Da das Frühstück weniger ceremoniös als die Mittagstafel ist, so ist es hier nicht wider den feinen Ton, auch auf und ab zu gehen, besonders wenn man in einem Garten frühstückt. Doch wird sich keine Mannsperson erlauben, den Augen der Anwesenden sich mit seiner Dame zu entziehen.

8. Wird man zum Frühstücke geladen, so erscheine man nicht im glänzenden Putze, sondern in einem netten, der Jahrszeit angemessenen Morgenanzuge.

9. Man sey auch noch so sehr Liebhaber von Kaffee, Chokolade, Thee u. dgl., so fordert es die Höflichkeit, daß man hier an sich halte, und eine, höchstens zwei Tassen zu sich nehme.

10. Es ist unanständig, zu viel Backwerk oder zu große Stücke einzutauchen, oder die Tasse mit Brocken voll zu füllen, und auf diese Art mehr zu essen als zu trinken.

11. Die Oberschale soll man nie auf den rein gedeckten Tisch, oder irgend auf einen dazu nicht bestimmten Ort stellen. Man halte Ober- und Untertasse so lange in seinen Händen, bis man ausgetrunken hat. Am besten, wenn man den Becher auf der Tasse stehen läßt, diese mit der Linken hält, während daß die Rechte jenes am Henkelchen faßt, und allmählig gegen den Mund hinneigt.

12. Nie gieße man das Getränk aus einer Tasse in die andere, und schlürfe nicht alles bis auf den letzten Tropfen aus.

13. Es ist Vorsicht nöthig, um nicht mit den Tassen Geräusche, Geklapper zu machen, oder das Löffelchen, oder wohl gar die Schale, fallen zu lassen.

14. Ist die Rede von dem Porzellaine, von dem Silbergeräthe u. dgl., so lobe man bescheiden den Geschmack des Besitzers, bewundere aber nichts mit zu vielem Enthusiasmus. Der Besitzer selbst wird sich hüten, von der Kostbarkeit seiner Geschirre zu sprechen.

15. Die Frühstückzeit darf nicht zu lange dauern. Die Geschäfte des Morgens sind mancherlei, und verlangen, daß man ihnen die nöthige Zeit widme.

XII.

Benehmungsart bei der Tafel.

Man speiset noch einmal so gut, wenn die Tischgesellschaft artig ist, und der Wirth Lebensart hat. Bei der Tafel hat man vielfache Gelegenheit, Politur zu zeigen; man kann sich da beliebt oder lächerlich machen. Hier also einige Regeln:

1. Wird man zur Tafel gebeten, so erscheine man genau zur Stunde der Tafelzeit, doch nicht

zu früh, welches kleinstädtisch, aber auch nicht zu spät, welches unartig ist.

2. Man komme nach seinem Stande mit Geschmack gekleidet; denn dadurch zeigt man, daß man Achtung für die Anwesenden habe.

3. Es ist wider alle gute Lebensart, gegen den Sitz zu viel Einwendungen zu machen, der uns angewiesen wird, oder die Begierde sehen zu lassen, vor andern Gästen unterschieden zu werden. Man setze sich nicht zuerst, sondern dann, wenn sich der Vornehmste oder die Dame, bei welcher man sitzt, niedergelassen hat.

4. Eben so lasse man sich bei der Tafel nicht erst lange nöthigen, einen Teller mit Essen, der uns gereicht wird, zu behalten. Es ist genug, wenn wir den beiden neben uns sitzenden Damen den Teller zuerst überlassen haben. Die Teller immer bei sich vorbeigehen zu lassen, ist übergroße Bescheidenheit und gemeine Manier. Eine Ausnahme könnte hierin Statt finden, wenn man sich z. B. in einer Gesellschaft befände, wo diese kleinen Manieren geradezu verlangt würden, oder sie eingeführt wären, oder man zunächst der Schüssel, aus welcher die Speise gegeben würde, säße, und wo man uns vielleicht Lebensart absprechen würde, wenn wir diese umständlichen Weigerungen und Complimente nicht machten.

5. Eine heitere freundliche Miene begleite uns zur Tafel und bleibe da beständig unsere Gefährtin. Man sey gesprächig ohne in Geschwätzigkeit zu verfallen, und sorge dafür, daß das, was man sagt, allgemeines Interesse habe.

6. Die neben uns sitzende Dame will unterhalten werden. Ein stummer Nachbar ist ihr unerträglich.

7. Man präsentire derselben immer zuerst das herumgehende Gericht, und sehe darauf, daß sie, wenn nicht Bedienten die Speisen herumtragen, das Beste erhalte. Für sich selbst das beste Stückchen auszusuchen, ist äußerst tadelhaft. Man nehme das, was einem gerade zur Hand liegt.

8. Man setze nicht Wirth und Wirthin dadurch in Verlegenheit, daß man den Vorleglöffel oder den Teller, so öffentlich mit der Serviette abtrockne; man könnte leicht besorgen, wir setzten Mißtrauen auf die gehörige Reinlichkeit und Ordnung.

9. Man hüte sich, Löffel, Messer, Gabel, die durch Speisen verunreinigt sind, mit der Serviette säubern zu wollen. Den Löffel läßt man auf dem Teller liegen, ohne ihn durch den Mund zu ziehen. Messer und Gabel reinigt man mit einem Stückchen Brod, das ebenfalls auf dem Teller lie-

gen bleibt. Ueberhaupt muß man darauf bedacht seyn, diese Instrumente nicht zu sehr zu beschmutzen, Flecke in Serviette und Tafeltuch zu bringen, und den Mund oder die Finger sichtbar zu verunreinigen.

10. Trägt man uns auf, von den Gerichten, welche vor uns stehen, vorzulegen, so thue man es gehörig, bedachtsam und reinlich, man übereile sich dabei nicht, lege nicht zu viel vor, und verfahre, so viel als möglich, nach den Gesetzen der Transchirkunst. Man richte die Portionen, so sehr man kann, egal ein, und so, daß alle davon erhalten, und lasse die Finger nicht an das Essen kommen.

11. Man glaube nicht von allem nehmen zu müssen, was uns angeboten wird; man würde dadurch Gier und Mangel an Lebensart verrathen. Man esse und trinke mit Mäßigkeit, nehme niemals den Mund zu voll, nage an keinem Beine u. s. w. Man nehme nicht etwa mehrere Salate, eingemachte Sachen und dergleichen durch einander. — Man sey aber weiter nicht zu schüchtern, und lehne alles von sich ab; Hunger und Durst zu leiden, dieß fordert der feine Ton keineswegs.

12. Man lasse nie einen besondern Appetit nach einem besondern Gerichte blicken: solche Kleinigkeiten dürfen uns keinen Wunsch abdringen.

13. Manche Speisen erfordern beim Essen eine eigene eingeführte Handhabung, z. B. Krebse, Artischocken u. s. w. Ist man mit dieser Handhabung nicht genau bekannt, so sehe man hier nach andern, und folge ihrem Beyspiele.

14. Man lerne bei dem Essen die linke Hand wie die rechte gebrauchen. Das Herüberspielen der Gabel aus der linken Hand, welche sie zum Festhalten einer Speise gebrauchte, in die rechte, um das Essen mit ihr zum Munde zu führen, ist umständlich, und fällt nicht selten den Nachbarn beschwerlich. Man führe also das Essen mit der linken Hand eben so gut zum Munde, und lasse die Gabel immer zur linken Hand.

15. Man verhüte, so sehr man kann, alles Geräusch mit dem Messer, und das widrige Gepfeife damit auf dem porzellainenen Teller. Sachen, die sich nicht leicht theilen lassen, mögen immer ungetheilt liegen bleiben. Knochen, Beine mit dem Messer abschaben oder zerschlagen, gibt einen unangenehmen, für viele ekelhaften Anblick.

16. Man esse mit vieler Vorsichtigkeit, damit ja nichts auf die Erde falle, nichts vom Teller abglitsche, spritze, vergossen oder umgestoßen werde.

17. Man führe am Tische nie Reden, welche

auch nur auf die entfernteste Art verwickeln können, man kann da nicht genug delikat seyn.

18. Präsentirt man Saucieren oder dergleichen herum, so drehe man es immer so, daß der Henkel oder die Handhabe, oder der in der Speise liegende Löffel so liegt, wie es dem, welchem er gereicht wird, am besten zur Hand ist; und setzt man es wieder auf den Tisch, so stelle man es dem Vornehmsten zur Hand, und so, daß es mit den übrigen Schüsseln und Aufsätzen in Symmetrie steht.

19. Eine Unanständigkeit wäre es, der Erste zu seyn, welcher ißt. Man muß warten, bis einige unserer Nachbarn den Anfang gemacht haben.

20. Man erlaube sich nie, wenn es nicht allgemein in der Gesellschaft wird, die Gesundheit eines Höhern zu trinken. — Wo wahre feine Lebensart herrscht, ist das Gesundheittrinken schon ganz abgekommen, und es wäre zu wünschen, daß man es auch aus der kleinsten Gesellschaft verbannte. Es ist immer ein Ueberbleibsel jener noch rohen Zeiten, wo der Deutsche eine Art Verdienst im Trinken suchte. Wir müssen uns von diesem Fehler, der uns so sehr dem Ausländer lächerlich und auch verächtlich machte, zu befreien suchen.

21. Nie sage man, um den Geist der Klugheit nicht zu verrathen, seine Meinung über die Beschaf-

fenheit der Speisen, oder die Zubereitung derselben. Eine Ausnahme findet Statt, wenn der Wirth ein Mann wäre, der gern sein Gericht und seinen Wein laut loben hörte.

22. Wenn von einer Delikatesse etwas herumgegeben wird, das eben nicht zu gehäuft auf der Schüssel, oder eine große Seltenheit ist, da muß man es andern und Höhern überlassen, davon zu nehmen. Selbst Geringern muß man diesen Vorzug zugestehen.

23. In kleinen Gesellschaften, wo der Wirth seine Gäste genau übersieht, lasse man es nie merken, daß man eine oder die andere Speise nicht gern ißt. Man setzt dadurch den Wirth in Verlegenheit, und es geschieht leicht, daß er darüber seine heitere Laune verliert.

24. In Gesellschaften, wo es steif zugeht, bitte man sich nicht leicht zum zweitenmal von einem Gerichte aus; in größern und ungezwungenen darf man dreister seyn, und es am unbemerktesten durch den Bedienten thun.

25. Man stehe von der Tafel nicht eher auf, als bis der Erste in der Gesellschaft den Wunsch dazu geäußert, und das Zeichen zum Aufstehen gibt.

26. Nie lege man einem andern etwas mit seinem Löffel, Messer oder Gabel vor, sondern bitte sich in solchen Fällen jedesmal einen frischen Eßzeug aus, wenn er gerade nicht bei der Hand seyn sollte. Ein Wink, und der Aufwärter wird uns verstehen.

27. Es gibt Fälle, daß man zu Tafeln kömmt, wo das Trinken noch eine Art von Ton ist, besonders auf dem Lande und in gewissen Bürgerfamilien. Hier muß man ganz freimüthig gestehen, der Wein schade unserer Gesundheit, und lieber keinen trinken, als eine Mode mitmachen, die auf keine Weise von Vernunft und Lebensart gebilligt werden kann.

28. An der Tafel lassen sich viele kleine Höflichkeiten, Zuvorkommungen und Aufmerksamkeiten anbringen, die der Zerstreute versäumt; dahin gehören z. B.: daß man Wasser oder Wein und Delikatessen den Damen gut und schleunig besorgt, oder dem, der vielleicht von einem Gerichte, das vor uns steht, gerne äße, und zu bescheiden ist, uns zu incommodiren, zuvorkömmt, und ihm davon anbietet. Manche Leute haben es sich angewöhnt, in solcher Zerstreuung sinnig zu lächeln, und sie beleidigten dadurch oft nicht wenig, weil man glaubte, sie moquiren sich.

29. Man sey an der Tafel äußerst aufmerksam, sorge an seinem Orte dafür, daß die Assietten u. dgl.

immer wieder an die Stelle kommen, wo sie in Symmetrie mit dem Ganzen stehen, und präsentire der Dame, die z. B. später als wir einen Teller bekömmt, den seinigen, und was dergleichen Aufmerksamkeiten noch mehr sind.

30. Es ist unmanierlich, sich während dem Essen mit der Frisur, mit dem Putze etwas zu thun zu machen, oder vor dem Gesichte des Nachbars vorbei zu niesen, andern an der Seite zu reden und etwa gar mit dem Puderkopfe über den Teller desselben zu kommen, oder sich in großer Gesellschaft Brod in die Suppe zu brocken, oder die Sauce auf dem Teller ganz mit dem Brode abzuschöpfen und den Teller gleichsam abzuwaschen, oder den Löffel von allen Seiten ganz rein abzulecken, Konfekturen in die Tasche zu stecken u. s. w. Solcher Unanständigkeit darf man sich keineswegs schuldig machen.

31. Eben so unschicklich ist es, die Trinkgläser ganz voll zu gießen; es sieht eben so unappetitlich aus, als es leicht überschüttet wird, und dem Gedecke oder den Kleidern Flecke macht.

32. Pflaumen- oder Kirschkerne, Knochen, unreine Stückchen Brod u. dgl. dürfen niemals auf das Tischtuch hingelegt werden; so wie ungesäuberte Messer und Gabeln auf den Rand des Tellers gehören.

33. An der Tafel mache man zwar den zuvorkommenden Gesellschafter, aber niemals den Bedienten; sammle niemals die unreinen Teller auf einen Haufen, oder stehe wohl gar selbst auf.

34. So oft man uns einen Teller reicht, nehme man ihn an und sey nicht etwa so höflich, weil der, welcher vor uns steht, noch ziemlich rein ist, ihn zu verbitten, oder gar dem Bedienten unterthänigst dafür zu danken.

35. Man sollte überhaupt die Sitte einführen, die hier und da schon im Gebrauche ist, daß man nach einem jedesmaligen Gerichte die Messer und Gabeln eben so gut, als die Teller wechselte und solche von dem Aufwärter sich für das folgende Essen gereinigt geben ließe; denn sie bleiben immer unrein, zumal wenn man sie nicht sorgfältig an einem abgeschnittenen Stückchen Brod, was man natürlich nicht ißt, säubert.

36. Wenn ein Gericht aufgetragen wird, welches man noch nicht gegessen hat, so lasse man dieß ja nicht merken, sondern thue so bekannt damit, als hätte man es schon oft gegessen.

37. Wo man den feinen Mann zu machen und sich als solchen anzukündigen hat, da wähle man von den Saucen und Salaten immer die edel-

sten und seltensten. Dem feinen Manne ist es nothwendig, vornehm zu essen und Haut-Gout zu haben. Ist man im vertrauten Zirkel, so versteht es sich, daß man ißt, was uns schmeckt, und sich weiter nicht genirt.

38. Einem Vornehmen reiche man ja nicht das Glas zum Anstoßen; dieß ist Mangel an Respekt; überhaupt sollte das Glasanstoßen von jeder gesitteten Tafel ganz abgeschafft werden.

39. Macht man selbst den Wirth, so ist es unsere Pflicht, die Gäste zu empfangen. Einer Person von erhabenem Range geht man bis an die Treppe entgegen; den weniger Großen empfängt man im Vorzimmer; die Gäste geringern Standes in oder an der Thüre des Zimmers.

40. Hat man einen Gast, der noch unbekannt ist, so muß man denselben der Gesellschaft präsentiren, das heißt: den Anwesenden seinen Rang und seinen Namen, und wenn er unser Verwandter ist, auch dieses anzeigen.

41. Man sey als Wirth voll Freundlichkeit und zuvorkommender Höflichkeit, und betrage sich überhaupt so, daß man uns ansehe, die Gesellschaft sey uns sehr angenehm.

42. Die ersten Plätze an einer Tafel sind gewöhnlich in der Mitte, und sie sollten den Unannehmlichkeiten des Speiseaufträgers am wenigsten ausgesetzt seyn. Daher ist es sehr vortheilhaft, in der Mitte einen Aufsatz oder Plat de Ménage, oder sonst etwas zu stellen, was erst gegen das Ende der Tafel von seiner Stelle genommen wird. Neben diesem Aufsatze stehen dann zu beiden Enden die Speisen.

43. Wenn man die Gäste an eine runde Tafel setzt, so hat sich keiner zu beschweren, daß er einen Sitz unter seinem Stande erhalten habe.

44. Das gesammte Tischgeräthe muß fein und nach dem neuesten Geschmacke seyn.

45. Dem Wirthe liegt es ob, die Gesellschaft angenehm zu unterhalten, ihr Stoff zum Diskurse zu geben, und allen Alles zu seyn. Der Wirth von Lebensart wird nie von sich selbst reden, nie seine Speisen rühmen, nie von der Kostbarkeit seiner Geräthschaften sprechen.

46. Es ist wider allen guten Anstand, die Gäste zum Essen zu nöthigen, oder wohl gar zum übermäßigen Trinken anzureizen. Als Wirth muß man mit dem Beispiele der Mäßigkeit vorangehen; denn die Anwesenden richten sich gerne darnach.

47. Wenn Aufmerksamkeit jedem Gaste bei der Tafel Pflicht ist, so ist sie es doppelt dem Wirthe. Er muß seine Augen überall haben, für jeden Gast insbesondere sorgen, und es nie an Unterhaltung ermangeln lassen, sobald er merkt, daß die Gesellschaft zu stille wird, doch aber sich hüten, den Wortführer zu machen.

48. Macht sich ein Aufwärter eines Fehlers schuldig, kömmt eine Speise nicht gut auf die Tafel, oder geht sonst eine Unachtsamkeit vor, so darf der Wirth gar nicht in Hitze gerathen oder gar laut werden. Dieß macht die Gesellschaft ängstlich und verlegen, stört das Vergnügen und zieht dem auffahrenden Herrn und der zankenden Frau die ungünstigsten Urtheile zu. Man muß dergleichen Fehler gar nicht bemerken, und auch nicht ein Wort darüber verlieren.

49. Man setze seinen Gästen immer das Beste und Seltenste auf, und hüte sich, irgendwo Knickerei durchblicken zu lassen.

50. Daß man als Wirth an der Tafel immer der Letzte sey, versteht sich von selbst; dem geringsten Gaste muß man den Vorrang über sich einräumen.

51. In der Anzahl, Zubereitung und Aufeinanderfolge der Speisen muß man sich nach der in feinen Häusern herrschenden Mode richten.

XIII.

Das Verhalten in Gesellschaften.

In Gesellschaften sind die Augen Aller auf uns gerichtet. Man setzt sich der Beurtheilung jedes einzelnen Mitgliedes aus. Wie nothwendig ist es daher, hier so zu erscheinen und sich so zu benehmen, daß man nicht mißfalle!

1. Je nachdem man in vornehmern oder geringern Gesellschaften den Zutritt hat, so muß sich auch unser Anzug und unser Benehmen darnach richten. In vornehmen Gesellschaften erscheint man nach Verhältniß prächtig; minder prachtvoll, aber doch immer mit Geschmack und Artigkeit in geringern. In den erstern herrscht mehr Feierlichkeit und Würde in unsern Mienen, in den letztern sind wir freier, mittheilender, gemeinschaftlicher, ohne doch jemals die Anständigkeit zu verletzen.

2. Man läßt die Gesellschaft nicht zu lange auf sich warten. Man erscheint ohne Ceremonie und entfernt sich ohne Abschied zu nehmen, wenn zu viel Gesellschaftsglieder zugegen sind. Auf diese Art stört man die Ordnung nicht, setzt niemand in die Verlegenheit, sich zu empfehlen, und überhebt den Herrn oder die Frau des Hauses der Mühe, uns für unsern Besuch zu danken. Einem Freunde, einer

Freundin darf man es wohl sagen, aber ganz leise, daß man sich entferne. Diese werden schon bei sich ereignender Nachfrage in Ansehung unser Bescheid zu geben wissen.

3. Den Damen, dem Alter, besonders dem greisen Alter, muß man allen Vorzug über sich einräumen; selbst wenn dergleichen Personen tief an Rang und Ansehen unter uns ständen.

4. Gesellschaftsglieder, die noch nicht den Anwesenden bekannt sind, stellt man auf eine anständige Art vor, und thut etwas sehr Artiges, wenn man in der Vorstellung derselben noch etwas Verbindliches in Ansehung der Vorzustellenden hinzufügt, wenn anders diese nicht unsere Anverwandten sind.

5. Gesellschaftgeber und Gäste müssen voll Freundlichkeit, voll Heiterkeit, voll guter Laune seyn; die größte Aufmerksamkeit auf alles, was geschieht, äußern, und die Männer besonders dafür sorgen, den Wünschen der Damen zuvorzukommen.

6. Man sey gesprächig in der Gesellschaft, aber hüte sich davor, Alleinsprecher zu seyn; so wie vor dem Fehler, den einen in ein helles Licht zu setzen, und den andern darüber zu verdunkeln und in Schatten zu bringen.

7. Man mache niemanden den Verdruß, sich in Sachen verdunkelt zu sehen, worin er Vorzüge zu besitzen glaubt, selbst wenn diese Vorzüge ihm keinen eigentlichen Werth gäben und an und für sich selbst keinen hätten.

8. In Gesellschaft von Damen sage man nie sein Urtheil über Schönheit und Häßlichkeit des Gesichts und der Gestalt.

9. Man suche mehr mit Artigkeit als mit Verstand und Wissenschaft zu glänzen; aber gebe um so mehr andern Gelegenheit von sich selbst zu sprechen.

10. Man muß den, der zu uns spricht, ansehen, und auch den faden Schwätzer aus Höflichkeit geduldig anhören. In Gesellschaften den Lehrer, den Präceptor machen zu wollen, ist äußerst ungeschickt und lächerlich.

11. Man rede nie von Abwesenden, wenn man nicht Gutes von ihnen reden kann, und sey dabei so vorsichtig, den Fremden nicht etwa übertrieben zu loben, oder in Rücksicht desselben sich Ausdrücke zu erlauben, welche die Gesellschaft beleidigen, z. B. man wollte jemanden loben und sagte: So geschickt, so brav als er, so schön als sie, ist niemand. Oder; Er läßt alle weit hinter sich, sie übertrifft alle ihres Geschlechts. — Für die Gesellschaft muß nothwendig ein solches Lob beleidigend seyn.

12. Man zeige bei allem, was geredet wird, Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart, damit man nicht in die höchst unangenehme Verlegenheit komme, bei einer Antwort, zu der wir aufgefordert werden, nicht zu wissen, was gesprochen wurde.

13. Spricht man zu der ganzen Gesellschaft, so richte man doch immer am mehrsten seine Blicke an die vornehmste Person darunter, und dann abwechselnd auf die übrigen zusammengenommen.

14. Spricht jemand zu uns, so sey man ganz Ohr, und sehe nicht etwa gar weg, oder mache sich während dieser Zeit etwas anderes zu thun.

15. Fällt gerade eine Lächerlichkeit in unserer Nachbarschaft vor, die aber jener, der mit uns spricht, nicht hört oder merkt, so lasse man sich, wenn man sie seinem Unterhalter nicht geradezu mittheilen kann, auch nicht durch eine lächelnde Miene stören, oder sehe nicht etwa seine Nachbarn oder einige uns gegenüber Sitzende mit dieser Miene an, weil jene sonst glauben könnten, als wollte man dieselben und ihr Gespräch lächerlich machen.

16. Man rede niemanden, besonders den Damen nicht, ins Ohr; komme niemanden mit seinem Athem nahe und dränge sich an niemanden an.

17. Man spreche keine Sprache, die nicht jeder aus der Gesellschaft versteht; es erregt Mißtrauen, Verdacht, Argwohn.

18. Man spreche nie zu laut; dieß ist unanständig und hat leicht den Schein der Grobheit und Rechthaberei. In gebildeten Häusern schätzt man Sanftheit des Tones und des Betragens überhaupt allgemein: und nennt es da Artigkeit, Bescheidenheit und Anstand. Nur muß man freilich, wenn man zu einer ganzen Gesellschaft spricht, lauter reden, als wenn man sich mit seinen Nachbarn unterhält.

19. Man mache sich nicht der Unhöflichkeit schuldig, jemanden in die Rede zu fallen, oder, was so sehr wider den Wohlstand ist, hitzig zu widersprechen, oder mit einem „das weiß ich besser!" die Sprechenden zu stören und zu beleidigen.

20. Dem feinen Manne ist es ganz unanständig, helllaut aufzulachen; man gewöhnt sich bloß an ein Lächeln, besonders an das Lächeln der Artigkeit, der Zustimmung und der Theilnahme. Sagt man über etwas seine eigene Meinung, so thue man es nie mit einem entscheidenden Tone, sondern allemal so, als wenn man es der Beurtheilung anderer überlassen wollte. Ueberhaupt muß aus allem, was wir sagen, Bescheidenheit und ein gewisses Mißtrauen in uns selbst hervorblicken. Man ver-

meide daher die Redensarten der Belehrung, der unbedingten Behauptung gänzlich, und bediene sich solcher, die nichts Anmaßendes, Vorgreifliches, Stolz und Eigendünkel Verrathendes enthalten, z. B. wenn ich nicht irre; sollte das vielleicht so seyn; vielleicht könnte man diese Meinung äußern; meinem unvorgreifenden Urtheile, Dafürhalten gemäß u. dgl.

21. Setzen wir etwas auseinander oder erklären wir etwas, so müssen wir nothwendig alle Ausdrücke beseitigen, die für die Gesellschaft anstößig seyn könnten, z. B.: „Das ist sonnenklar; das einzusehen hat man keinen zu großen, zu durchdringenden Verstand nöthig; das kann jedes Kind begreifen, oder: Man müßte auf die Stirne gefallen seyn, wenn man das nicht begriffe." Mit solchen Reden kann man einen andern, der das Gesagte oder Auseinandergesetzte nicht sogleich faßt, in die unangenehmste Verlegenheit setzen. Man fehlt so gegen die Achtung, die man andern schuldig ist, und verräth eine zu hohe Meinung von seinen Einsichten und einen lächerlichen Eigendünkel.

22. Man drücke sich so viel als möglich scharfsinnig und kurz aus, und enthalte sich von allem, was uns ein stolzes Ansehen geben könnte, mithin von allen zu dreisten Stellungen, unanständigen Vertraulichkeiten, von allem Händegefechte, auffallenden Behauptungen, Selbstlob und Auskramung eigener

Verdienste und Kenntnisse, von aller Zudringlichkeit und einem zu familiären Betragen.

23. Man richte sich genau nach der eingeführten Titulatur. So lange diese nicht ganz abgeschafft wird, halten die mehrsten Menschen darauf, und nicht selten diejenigen am meisten, die dagegen sprechen.

24. Man sey mit Unterscheidung höflich. Ohne diese Unterscheidung würde man bei aller Höflichkeit viele Fehler wider den wahren Wohlstand begehen. Man muß sich hierin ganz nach dem Range, der Geburt und den Umständen richten. Einem so höflich wie dem andern begegnen, wenn beide von sehr verschiedenem Range sind, beleidigt den, der mehr ist, und macht den Geringern leicht übermüthig.

25. Man stehe nie in Gesellschaft mit tiefsinnigem und auf die Erde gerichtetem Blicke; das gibt den Uebrigen Veranlassung, über uns zu sprechen und Glossen zu machen, und darunter sind nicht selten schiefe Urtheile.

26. Man sitze nicht mit zu weit geöffneten oder weit ausgestreckten Beinen, lehne sich weder stehend noch sitzend an, vermeide jede unanständige Stellung und Händehaltung, jede sichtbare Bequemlichkeit.

27. Bei Kuß und Umarmung sey man nicht zu

eilig und unvorsichtig, sonst fährt man sich auf die Nase, und der Kuß wird überhaupt undelikat; er setzt den, der ihn empfing, in Verlegenheit, oder erregt Ekel. Nie darf der Kuß mit zu sehr geöffneten und nassen, oder wohl gar mit Ausschlag belegten Lippen gegeben werden. Ueberhaupt sollte das viele Küssen unter Männern abgeschafft werden; es läßt weibisch und ungesetzt.

28. Man vermeide sorgfältig den Uebelstand, sich in Gesellschaften mit der Kleidung, mit dem Putze zu beschäftigen, oder an dem Putze anderer etwas verbessern zu wollen.

29. Befindet man sich an der Thüre und ist eben ein Vornehmerer im Begriffe heraus zu gehen, so ist es Höflichkeitspflicht, bescheiden zurückzutreten, und ihn voran gehen zu lassen.

30. Unterhält man ein Gespräch und ein Dritter tritt dazu, so muß man ihn mit der Unterhaltung, in der wir eben verflochten sind, in einem kleinen Auszuge bekannt machen.

31. In kleinen Gesellschaften fange man keine laute Unterhaltung mit einem oder dem andern über einen Gegenstand an, der die übrige Gesellschaft gar nicht interessiren kann, und wobei sie nicht das Geringste mitsprechen können.

32. Hat man mit jemanden etwas leise zu sprechen, was aber höchst selten und nur bei sehr wichtigen Dingen geschehen sollte, so benütze man den ersten Augenblick, wo man nicht spricht; aber verziehe dann auch, und wenn es die lachenerregendsten Sachen selbst wären, keine lachende Miene, weil man sonst glauben könnte, wir moquirten uns über einen oder den andern in der Gesellschaft, und gebe zu diesem leicht entstehenden Argwohn nicht etwa dadurch noch mehr Veranlassung, daß man bei dem leisen Gespräche jemanden in der Gesellschaft ansehe.

33. Man sey auch gegen Geringere auszeichnend höflich. Wir vergeben unserer Würde nichts, wenn wir auch dem, der viel geringer als wir ist und der uns besucht, einen Stuhl anbieten und selbst reichen, und wenn wir allein sind, ihm den ersten Platz am Tische, und zuerst das Essen geben. Dem Fremden gebührt immer die erste Aufmerksamkeit und Höflichkeit.

34. Das Tabaknehmen und Präsentiren kann nur in vertrauten Zirkeln Statt finden, und auch da muß es nur sparsam geschehen. Sich die Nase mit Tabak voll zu stopfen, bei dem Schnupfen ein Geräusch zu machen, auf die Dose schlagen u. dgl. sind wahre Unanständigkeiten, die in keiner Gesellschaft begangen werden sollten. Unter Vornehmen muß

man mit reiner Nase erscheinen, und selbst das Reinigen derselben mit dem Schnupftuche muß ganz leise, abseits und nur im Nothfalle vorgenommen werden. Man reinigt die Nase, ehe man eintritt. — Nie darf man in das Schnupftuch sehen, nie sich so schneuzen, daß es ein Getöse verursacht.

35. Die erste Verbeugung in Gesellschaften gehört dem Herrn und der Frau vom Hause; dann richtet man erst seinen Blick auf die Uebrigen und neigt sich. Wo das Händeküssen Mode ist, da küßt man zuerst die Hand der Dame vom Hause; hat sie erwachsene Töchter, so erweist man diesen nun auch dieselbe Höflichkeit. Sehr vornehmen Damen macht man bloß eine tiefe ehrfurchtsvolle Verbeugung. — Kein Kuß darf tönend seyn.

XIV.

Gesetze der feinen Lebensart bei Abstattung der Visiten.

1. Man beobachte genau die Stunden, in denen man an dem Orte, wo wir uns aufhalten, Visiten zu geben pflegt, und unterrichte sich in dem herrschenden Ceremoniel.

2. Fährt man, so müssen Pferde und Wagen ausgesucht seyn. Eben so muß sich hier der Anzug

von jenem unterscheiden, in welchem man erscheint, wenn man zu Fuße kömmt.

3. Kömmt man an einen fremden Ort, so ist's unsere Pflicht, dem Vornehmsten unter denen, welchen man Besuche der Etikette abzustatten hat, zuerst die Visite zu machen. Am kürzesten und bequemsten geschieht das, wenn man überall vorfährt und durch den Bedienten eine Karte überreichen läßt. Auf der Karte steht bloß unser Name und unsere Wohnung. Will der Vornehme unsere nähere Bekanntschaft, so läßt er uns nachher zu sich laden.

4. Kommen wir selbst in den Fall, daß uns ein Fremder eine solche Karte überreichen läßt, und er ist etwa selbst vorgefahren, so wäre es unhöflich, den Fremden in dem Augenblicke zu bemühen, zu uns zu kommen. Dieß ist gegen die Regel der Etikette. Man lasse ihn nachher besonders zu sich bitten.

5. Geben wir selbst eine Fete, so müssen wir die Personen von hohem Range selbst dazu laden, die übrigen lassen wir invitiren.

6. Nie versäume man eine frohe oder traurige Neuigkeit von Bedeutung, von welcher unsere Bekannten, Freunde und Verwandten Mitwissenschaft haben dürfen, z. B. Verlobungen, Vermählungen, Todesfälle, Standeserhöhungen, die Ankunft eines

unsere Angehörigen interessirenden Fremden, unsere eigene Abreise oder Ankunft, Nachrichten von einer Niederkunft u. dgl. ausführlich und gehörig anzeigen zu lassen; dergleichen Versäumungen werden sehr übel genommen, und für grobe Verstoße gegen die gute Lebensart gehalten.

7. Man lasse allemal durch seine eigenen Leute, nicht durch denselben Boten, der uns die Nachricht überbrachte, gratuliren oder kondoliren.

8. Bei Trauervisiten verlangt die Etikette sich schwarz zu kleiden.

9. Die Gegenvisiten, die wir jemanden zu machen haben, dürfen nie lange aufgeschoben werden, oder man zieht sich den Vorwurf der Unhöflichkeit zu.

10. Der Wohlstand fordert, daß man sich bei den Besuchen in vornehmen Häusern immer anmelden lasse.

11. Bei der Etikette macht man in der Entfernung der ganzen Gesellschaft das Compliment, und zwar so, daß die Beugung gegen den Herrn und die Frau des Hauses sich anfängt, dann zu allen in der Gesellschaft mit einer herumsehenden Verbeugung sich neigt, und dann wieder zu den ersten zurückkömmt und diesen näher tritt.

12. Bei Fußvisiten sehe man darauf, ja nicht mit unreinen, kothigen, bestaubten Schuhen einzutreten.

13. Große Pelze, Mäntel, Ueberröcke, Regendächer, nimmt man nicht mit in's Visitenzimmer, sie bleiben in dem Vorzimmer.

14. Man ist nicht zu freigebig mit Visiten; man erscheint nicht alle Tage, und hält sich nicht zu lange auf.

15. Man spricht nur das, wovon man gewiß ist, daß es denjenigen, dem man die Visite gibt, interessirt.

16. Man sieht sich nicht neugierig im Zimmer herum, man erlaubt sich nicht, Schriften, Bücher und Geräthe von der Stelle zu rücken, auf welcher sie sich befinden, man ist auf keinen Fall unartig.

17. Man enthält sich aller Redensarten, die allenfalls nur unter vier Augen den vertrautesten Freunden gestattet werden können; dergleichen Redensarten sind: „Ich weiß schon, was sie sagen wollen; ich lese es ihnen in deu Augen; es steht Ihnen auf der Stirne geschrieben" u. dgl. m.

18. Man frägt wohl nach dem Wohlbefinden desjenigen, den man besucht, aber niemals in einem

Tone, als ob man Ursache zu zweifeln hätte, daß es ihm nicht wohl gehe, also nicht mit den Worten: „Wie geht es Ihnen? Haben Ihre Geschäfte einen guten Fortgang? Sind Sie zufrieden?"

19. Man wirft sich nie zum Rathgeber auf; selbst in dem Falle, wo man um Rath gefragt wird, muß man sehr an sich halten, und so antworten, daß der, der uns um Rath gefragt hat, nichts anders höre, als was er zu hören wünscht. Gewöhnlich verlangt die Welt unsern Rath erst dann, wenn sie schon ihren eigenen Entschluß gefaßt hat, und will, daß unsere Meinung mit der ihrigen übereinstimme. Es gibt Personen, die mit dem besten Rath dennoch allenthalben anstoßen; sie rathen immer, sie ertheilen überall Maßregeln und geben Vorschriften, die oft wohl ganz gut seyn mögen; aber äußerst unklug angebracht sind, besonders, wenn Jüngere gegen Aeltere, Geringe gegen Vornehme in diese Schwachheit verfallen.

20. Die Complimente bei den Visiten müssen sich schlechterdings nach dem Grade des Vornehmseyns desjenigen richten, dem sie gegeben werden. Der, dem wir eine Artigkeit gesagt, eine Verbeugung gemacht haben, wird uns nicht für artig halten, wenn er hört, daß wir einem andern, der gering ist, eben diese Artigkeit sagen und erweisen.

21. Man verfehlt seines Zweckes ganz, wenn man seine Höflichkeiten so hersagt, daß es denselben Anschein bekömmt, als hätte man sie auswendig gelernt. Hier ist es offenbar, daß die Seele dabei nicht denkt.

XV.

Vorschriften der feinen Lebensart im Umgange mit Vornehmen und Großen.

Das praktische Leben zieht uns oft aus den Verhältnissen mit unsers Gleichen oder Geringern, und setzt uns in gesellschaftliche Verbindungen mit Großen und Vornehmen. Der Mann von Lebensart muß also auch hier wissen, sich gehörig zu benehmen, um auch da gut aufgenommen und günstig beurtheilt zu werden. Ich habe zu diesem Endzwecke folgende Vorschriften gesammelt:

1. Je vornehmer das Haus ist, desto netter und eleganter sey man in seinem Anzuge, doch niemals prächtiger, als sich gewöhnlich der Große selbst zu kleiden pflegt, und keineswegs kostbarer geputzt, als es unser Stand mit sich bringt, wenn es auch unser Vermögen zuließe.

2. Im Umgange mit Vornehmen ist Gesetztheit des Charakters eine wesentliche Bedingung. Sie,

die selbst mit Würde und Ernst sich betragen, fordern auch einen Antheil davon an denen, denen sie Zutritt zu sich gestatten.

3. Was uns in kleinen Gesellschaften dahin geht, oder erlaubt ist, was da übersehen und gar nicht in Anschlag genommen wird, dieß alles wäre an einem unrechten Orte in Gesellschaft der Großen und Vornehmen angebracht. Hier müssen schlechterdings alle Vertraulichkeiten, kleine Freiheiten, alle Bequemlichkeit und ungenirte Benehmungsart hinweg bleiben. Ehrfurcht und Hochachtung müssen aus unsern Mienen, Worten und Handlungen hervorleuchten.

4. Es ist unsere Pflicht, uns mit dem bei Großen und Vornehmen eingeführten Ceremoniel vertraut, und mit der bei ihnen angenommenen Etikette bekannt zu machen, und uns genau darnach zu halten. Man lasse immer den Großen das Wort führen, und bescheide sich mit der Ehre, ihm auf seine Fragen zu antworten, oder kurze Erklärungen bescheiden über das oder jenes zu geben. Man widerspreche solchen Personen keineswegs, nehme an allem, was sie sagen uud thun, sichtbaren Antheil, sey voll Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit, ihren Wünschen zuvor zu kommen, nenne sie nicht seine Freunde, sondern Gönner, und verwandle das bei

Geringern passende Wort Güte in Gnade, und versündige sich ja nicht gegen die Titulatur.

5. Wenn sich auch noch so sehr der Vornehme zu uns herabläßt, uns mehr wie Freund als Gönner behandelt, so dürfen wir dennoch nicht den Ton verlieren, auf welchen wir Anfangs gestimmt waren, und müssen immer in einer gewissen Entfernung von dem Manne bleiben, den einmal Geburt oder Stand über uns erheben. Bei einem solchen Verhalten werden wir immer gewinnen, und uns der Freundschaft des Großen um so mehr versichern. Je weniger dergleichen Personen Ehrfurcht fordern oder zu fordern scheinen, desto mehr muß man ihnen erweisen.

6. Sprechen sie mit uns, so lasse man ja nicht eines ihrer Worte zur Erde fallen, damit man alles versteht, und nicht in die Nothwendigkeit gerathe, um eine Wiederholung des Gesagten zu bitten, denn dies macht die vom Range oft sehr verdrießlich und ungehalten. Betrifft es aber Sachen von Wichtigkeit, so muß man sie um die nöthige Erläuterung ersuchen. Sie werden es freilich ganz unserer Schuld zuschreiben, daß wir sie nicht verstanden haben, wenn sie sich auch noch so undeutlich, wie es oft genug geschieht, ausdrückten. Hier muß man sie versichern, daß uns bloß der Eifer für ihre Angelegenheiten so kühn macht, sie um eine nähere

Erklärung ihrer Gedanken zu bitten. In unwichtigen Fällen thut man immer, als ob man sie vollkommen verstanden hätte.

7. Dünkt es uns, der Große habe einige Bekümmernisse, so lasse man es ihm ja nicht merken, daß man ihm so was ansehe. Spricht er mit uns von seinem Kummer, so frage man ihn nicht nach der Ursache, und wolle ihm nicht Rath und Trost ertheilen. Es ist den Vornehmen allemal verdrießlich, wenn man ihnen da zu Hülfe kömmt, wo sie keine Hülfe haben wollen, und lächerlich, wenn es ein junger Mann thut.

8. Nie trage man einem Höhern eine Wette an; es ist wider den Respekt, und nehme es nicht gleich für Ernst, wenn er sie uns anböte, sondern nur dann erst, wann er darauf dringt.

9. Wenn man dem Vornehmen persönlich aufwartet, so drücke man sich so kurz als möglich aus, und lasse den Besuch nur einige Minuten dauern.

10. Personen vom Range darf man am allerwenigsten etwas ins Ohr sagen, wenn man nicht ausdrücklich dazu befehligt wird; es ist ganz wider den Anstand und die entfernte Ehrfurcht, die man ihnen schuldig ist.

11. So lang uns der Vornehme nicht setzen heißt, setzt man sich auch nicht, auch nicht auf's Erstemalsagen, sondern warte, bis er uns dieß noch einmal wiederholt, und dann setze man sich ohne Weigerung und Umstände.

12. Begegnet man dem Vornehmen auf der Straße, so grüße man ihn nicht bloß im Vorbeigehn; man bleibe stehen und mache eine tiefe Verbeugung, indem er bei uns vorbei fährt oder geht.

13. Damen von hohem Range küßt man nur dann die Hand, wenn der Handkuß bei ihnen eingeführtes Ceremoniel ist, und da hebt man nicht die Hand der Damen gegen seinen Mund, sondern neigt sich tief, und gibt bescheiden und ehrfurchtsvoll einen stillen Kuß, ohne im geringsten die Hand zu drücken.

14. Ist ein Großer so herablassend, daß er uns vor die Thüre begleitet, so protestire man ja nicht dagegen; er könnte uns leicht antworten, daß es nicht unsertwegen, sondern der frischen Luft halber geschehe. Man lasse ihn immer mit uns gehen, und thue, als ob man sich's gar nicht einfallen ließe, daß uns diese Ehre erwiesen werde.

15. Man erscheine nur selten bei den Vornehmen, und allemal zur gehörigen Visitenzeit. Man lasse keinen Geburtstag, keinen Namenstag, keinen

Neujahrstag oder sonst ein Familienfest aus, ohne seinen Namen auf das im Vorzimmer sich befindende Papier zu verzeichnen, oder, wo es sittlich ist, eine Karte niederzulegen.

16. Spricht der Vornehme mit uns auf der Straße, und bedeckt er dabei seinen Kopf nicht, so enthalte man sich, ihn daran zu erinnern. Daß man seinen Hut selbst nie aufsetzen darf, versteht sich von selbst.

17. Eben so schweige man auch, wenn der Vornehme uns die rechte Hand läßt. Er kann es vielleicht aus einer andern Ursache als aus Höflichkeit thun. Man gehe also immer rechts, doch so, daß man um einen halben Schritt hinter ihm bleibe. Geht er rechter Hand, und der Weg zur linken ist besser, bequemer, so nehme man eine Wendung, um rechts zu kommen, damit der Vornehme den bessern gewinne.

18. Sieht man ihn noch in der Entfernung, so nähere man sich langsam demselben und mit einem Anstande, der zu erkennen gibt, daß wir ihm unsere Hochachtung dadurch bezeugen wollen. Sind wir näher an ihn gekommen, so bleibt man stehen und macht sein tiefes Compliment, mehr sachte und allmählig, als geschwind und eilig.

19. Der Große muß schon eine kleine Strecke von uns entfernt seyn, ehe wir uns bedecken und weiter gehen.

20. Wenn man aus dem Zimmer des Vornehmen geht, so darf man ihm nie den Rücken zukehren, sondern sich seitwärts lenken, und mit abwechselnden Verbeugungen die Thüre zu erreichen suchen.

XVI.

Höflichkeitsregeln im Umgange mit dem schönen Geschlechte, und einige Grundsätze für die Damen selbst.

Es ist eine unläugbare Erfahrungswahrheit, daß gegen nichts häufiger verstoßen wird, als gegen die wahre Höflichkeit, die man dem schönen Geschlechte schuldig ist. Je mehr die Männer den Damen gefallen wollen, desto eher machen sie sich eines Fehlers in der hier zu beobachtenden Benehmungsweise schuldig, und setzen sich dadurch nicht selten der strengsten Kritik und beißendsten Satyre der verständigen Schönen aus. Ich will es versuchen, einige praktische Regeln, diesen Umgang betreffend, meinen männlichen Lesern mitzutheilen.

1. Es ist unartig, den flatterhaften Schmeichler und allzeit fertigen Aufwärter der Damen zu ma-

chen, und lächerlich, durch theatralische Stellungen und auswendig gelernte Tiraden denselben gefallen zu wollen. Die verständige Schöne verlangt von dem Manne männliche Gesetztheit, und verbietet sich jede Zudringlichkeit. Sie verlangt zuvorkommende Höflichkeit, aber nie kriechende Schmeicheley.

2. Es ist dem Manne unanständig und für die einsichtsvolle Dame beleidigend, wenn der Gesellschafter immer nur schmachtet und seufzt, oder in ein anderes Extrem verfällt, und nur immer hüpft und springt.

3. Der Ton im Umgange mit Frauenzimmern muß herzlich, freundschaftlich, gefällig, delikat und bescheiden seyn. Bescheidenheit, Schamhaftigkeit und Sittsamkeit müssen in unsern Mienen und Handlungen herrschen, wenn wir in der gebildeten Damenwelt gute Aufnahme finden wollen.

4. Man enthalte sich in Gesellschaft von Frauenzimmern aller gelehrten, politischen und trockenen Diskurse, und sey bloß darauf bedacht, die Schönen zu unterhalten und zu vergnügen. Man erscheine daher vor denselben nicht mürrisch, unaufgelegt, verdrießlich, traurig und niedergeschlagen, man komme voll Freundlichkeit, Aufgewecktheit und mit stets lächelnder Miene.

5. In Gesellschaft von Damen sage man nie sein Urtheil über Schönheit und Häßlichkeit des Gesichts und der Gestalt, um keine aus der Gesellschaft zu beleidigen.

6. Anwesende Damen lobe man nicht zu sehr in Gegenwart anderer; diese können ein solches Lob nicht allerdings gut ertragen.

7. Man hüte sich fremden oder großen Damen beim Handkusse die Hand zu drücken. Man ziehe auch dann nicht die Hand der Damen hinauf zu seinem Munde, sondern neige sich herunter.

8. Man erlaube sich niemals die geringste Zweideutigkeit, das kleinste unsittliche Wort, eine unbescheidene Miene und Handlung. Die gebildete Dame wird uns immer für ungezogen halten.

9. Eben so wenig lasse man sich zu den Pöbelhaftigkeiten der Flüche und Schwüre oder zu groben Spaßereien verleiten.

10. Im Tanze vermeide man das Zuvertrautseyn, hierher gehören auch das Händedrücken, das Umherreißen, das zu schnelle wilde Umschwenken, oder das zu starke Anfassen u. s. w.

11. Am Spieltische sey man gegen die Dame

diskret und lasse sie immer mehr gewinnen als verlieren.

12. Wo man in Damengesellschaften eine Gefälligkeit anbringen kann, da versäume man es nicht, und lasse sie deutlich merken, daß man sich eine Ehre daraus mache, ihnen anständige Dienste erweisen zu können, ehe sie solche verlangen.

13. Dagegen haben aber auch die Damen Pflichten auf sich, die sie nie versäumen dürfen, wenn sie von den Männern auf besagte Art behandelt werden wollen. Ihnen muß es vorzüglich darum zu thun seyn, mit einem schönen Anstande in Gesellschaften zu erscheinen. Dazu will ich durch nachstehende Sammlung von Grundsätzen und Maximen meinen Leserinnen behülflich seyn.

a) Der ganze Körper muß seine gehörige Haltung haben. Der Kopf muß sich frei aus den Schultern heraustragen. Nichts darf schief oder gar gezwungen in den Stellungen und Wendungen seyn. Die Schultern müssen die Brust nicht zusammendrängen oder zurückdrücken; der ganze Körper muß gerade und aufrecht sich tragen. Ueble Gewohnheiten dürfen ihn nicht entstellen, und ihm nicht ein widriges Ansehen geben.

b) Es ist unanständig, wenn die Damen eine

gewisse Männlichkeit affektiren wollen. Sanfte, nur nicht tändelnde Weiblichkeit soll jedes Frauenzimmer kleiden. Sie mißfallen, wenn sie z. B. den raschen männlichen Ton sprechen, reiten, fechten, die stärkern Manieren des Mannes, seinen festen Tritt nachahmen, ihm in starken Getränken es gleich thun, oder gar Tabak rauchen, gewisse Instrumente, als Flöte, Waldhorn spielen; wenn sie eine Art von Härte, die wohl gar in Gefühllosigkeit ausartet, eine unbegränzte Entschlossenheit und Tapferkeit affektiren wollen. Mich dünkt, nicht allein Erfahrung und Ueberlegung sollten es zeigen, wie wenig Glück diese Reize im Ganzen machen, sondern ein gewisses Gefühl von Sittlichkeit und Schamhaftigkeit sollten davon abhalten.

c) Sanftheit, feinere Empfindung ist das, was die Schönen besonders empfiehlt. Ihre sanfte Hand ist nicht zum Dräuen und Zuschlagen, ihr Mund nicht zu Verschwörungen und Flüchen, ihre Zähne sind nicht zum Knirschen geschaffen. Dieß sind Dinge, die man selbst am weiblichen Pöbel verabscheut, wie soll man Achtung gegen ein Frauenzimmer haben, das, im gebildeten Stande geboren, dennoch solche Ungezogenheiten an sich hat!

d) Aeußerung der Herzensgüte ist einer von den vorzüglichsten Reizen eines Frauenzimmers. Die Schöne trockne die Thräne des Bekümmerten, suche

Hülfsbedürftige auf und thue ihnen wohl, erheitere die Betrübten, sey duldsam und menschenfreundlich, versöhnlich und großmüthig, und sie ist die Krone der Schöpfung.

e) Den Mann kleidet das unternehmende Wesen, das frei sich ankündigende in seinem Anstande; bei dem Frauenzimmer gefällt dieß aber nicht; hier müssen Bescheidenheit, sittliche Zurückhaltung und Schamhaftigkeit in Miene, Stellung, Ton, Gang, Bewegung und Wendungen herrschen; alles Dinge, die zu wichtig sind, als daß ich denselben nicht einen besondern Abschnitt widmen sollte.

Anhang.

I.

Das Frauenzimmer von Lebensart in gesellschaftlichen Verhältnissen.

Das schöne Geschlecht, es mag mit Personen vom höchsten Range umgehen, darf doch niemals so unterthänig seyn, als es dem Manne Pflicht ist. Es muß sich mehr im Bewußtseyn der Ehre zeigen, die es von Männern genießt, doch aber dabei Sittsamkeit, ein bescheidenes Zurücktreten, eine ergebene und sich mit der Brust verneigende Stellung, ein abwechselndes Niedersehen und langsames Aufblicken, eine Miene, die einem gewissen Ernst, der sich zuweilen in einen heitern Blick auflöst, sanfte, aber nicht undeutliche Sprache, einen ergebenen bescheidenen Ton in der Unterredung mit Großen und Vornehmen bemerkbar machen. Gegen Damen vom gar hohen Range müssen Damen vom geringern Stande schon etwas demüthiger seyn.

Stellungen, die bei dem Manne anständig frei sind, werden bei dem weiblichen Geschlechte frech genannt; hierher gehören z. B. das Zurückwerfen des Kopfes, das zu weite Vorsetzen eines Fußes, das Stemmen eines Arms in die Seite, das Schlagen der Hand vor die Brust bei Betheuerungen, das viele Gestikuliren beim Sprechen, das zu geschwinde Gehen, oder wohl gar zu unsittliche Laufen, das zu schnelle Sprechen, der kühne Ton, zu gehäuftes Mienenspiel u. s. w.

Beim Gange muß das gebildete Frauenzimmer alles Schlotterige der Kniee, das Schleppen, das Einwärtsgehen der Füße, das Schief- und Krummgehen, das Vorhängen des Kopfes und der Brust, das unnatürliche Drehen der Hüfte, zu weite Schritte u. dgl. vermeiden. Der Gang muß leise, schwebend seyn, das heißt, nicht an der Erde gehen. Das Knie darf sich dabei nicht so sehr krümmen und der Fuß nicht hoch und gleichsam steigend aufgehoben werden. Der Kopf darf sich nicht hin und her werfen und schwanken, die Augen nicht frech um sich blicken.

Die Blicke der liebenswürdigen Schönen müssen vorzüglich Sittsamkeit strahlen; sie dürfen daher nicht umher schwärmen, leichtsinnig, flatterhaft und unaufmerksam seyn, nicht auf Gegenstände, z. B. Gemälde u. dgl. fallen, deren Anblick die Scham-

haftigkeit erröthen machen könnte. Bescheiden zuweilen niedersehen, aber offen ins Auge schauen, wird von dem weiblichen Blicke gefordert.

Das gebildete Mädchen wird immer mit Ergebenheit und sanft die Person ansehen, mit welcher sie spricht, und dabei die zu viel ausdrückende Mienensprache mit vieler Sorgfalt vermeiden, um nicht ränkevoll und intrigant zu scheinen.

Der Ton der Sprache darf nicht zu tändelnd, zu weich und zu empfindsam, oder wohl gar empfindelnd und schmachtend seyn. Er muß freundlich, ergeben, höflich und verbindlich klingen, deutlich das ausdrücken, was man spricht, und sich nicht etwa die Fehler einer zu großen Gleichgültigkeit und Kälte, der Einförmigkeit und des Phlegma, oder des komischen Beiklangs bei ernsthaften Gesprächen angewöhnt haben. — Das gesittete Frauenzimmer wird sich vor dem hitzigen, auffahrenden und brutalen Tone hüten.

Es wird nach dem Reize der Naivität, das ist, nach der kunstlosen Einfalt ringen, von der man wohl sagen kann, daß sie schöne Fehler macht; denn sie beleidigt auf eine höchst unschuldige, arglose Art sich selbst, und ihre Geradheit und Treuherzigkeit setzt sich zuweilen über die ängstlichen Kleinigkeiten der Etikette weg.

Der schönste unter allen weiblichen Reizen ist die Miene der Unschuld, und ihr reines jugendliches Betragen. Sie hat die Waffen der Schamhaftigkeit und des Ernstes, und diese schützen vor dem zudringlichen Laster.

Kokettirende Sprödigkeit, die es kaum zuläßt, daß man freundlich dem Mädchen ins Gesicht sieht, die ein Verbrechen daraus macht, wenn man ihr seine Achtung versichert, die lieber ein gesellschaftliches Vergnügen stört, als sich zu einer Auslösung im Pfandspiele bereden läßt, vor jedem männlichen Gesichte läuft und den Händedruck, als die Versicherung der Achtung, wie die größte Sünde aufnimmt, — ist lächerlich und unausstehlich an jeder Dame.

Noch mehr verwerflich ist die eigentliche Koketterie bei Frauenzimmern. Sie wollen überall fesseln; werfen bald dahin, bald dorthin ihre Augen und verzerren sie oft äußerst häßlich. Sie machen heute ein schmachtendes Täubchen mit zur Seite gesenktem Kopfe, und treten morgen mit der Miene des Eroberers auf. Dieß ist unleidlich und verdient die größte Verachtung, wenn noch dazu unzüchtige Stellungen und Manieren, in Gesellschaft mit affektirter Scham, kommen, die gleichsam den Fächer vorhält und durch die Stäbe blickt, mit dem Fächer die Schamlosigkeit bestraft, und sie so sanft auf den

Mund schlägt, daß sie eben dadurch nur Muth bekömmt, schamloser zu werden.

Auch der Fleiß ist ein großer Reiz des weiblichen Geschlechts. Die fleißige Hand ist vorzüglich schön, so wie wirthschaftlicher Fleiß jede Wirthin verschönert und jedem jungen Mädchen zu einer großen Empfehlung wird. Nur müssen Fleiß und Wirthschaftlichkeit zur gehörigen Zeit und am rechten Orte angebracht werden. In vornehmen Gesellschaften strickt kein Frauenzimmer von Lebensart; sie thut es unter Freunden.

An der Tafel macht die Dame die zuvorkommende Gesellschafterin, aber nie die Aufwärterin. Alles Aufstehen vom Tische ist unschicklich, und der vornehmere Ton berechtigt hier niemals die Wirthin dazu, weil man voraussetzt, daß sie schon vorher alles besorgt und bestellt haben müsse. In Gedanken dasitzen, ist unanständig; man will, daß die Dame Zuvorkommungen und Aufmerksamkeit zeige.

Besonders ist Aufmerksamkeit beim Spiele nöthig; daher auch besonders hier das viele Sprechen tadelhaft ist, so wie sich desselben jede verständige Dame bei musikalischen Akademien und im Schauspiele enthalten wird, um nicht die Zuhörer zu stören. Eben so wird sie im Schauspiele durch zu hohen Aufsatz die hinter ihr Sitzenden nicht am

Sehen hindern, und an keinem öffentlichen Orte zu viel Platz einnehmen. Sie wird nicht geradezu jemanden mit einer Lorgnette oder durch ein Perspektiv ansehen. Man sieht dieß Lorgnettiren an dem andern Geschlechte überhaupt nicht gern, und läßt es allenfalls nur im Theater, oder bei öffentlichen Gelegenheiten, wo es etwas zu sehen gibt, dahin gehen.

II.

Einige besondere Regeln der feinen Lebensart für beide Geschlechter, in Hinsicht auf verschiedene kleinere Verhältnisse des praktischen geselligen Lebens.

Der feine gesellschaftliche Ton besteht darin, daß man in den von der Mode begünstigten und in Schutz genommenen Karten= und andern Spielen nicht unbewandert sey, denn es gibt oft Fälle, wo die Gesellschaft sich am Spieltische vergnügt, und man es uns sehr übel nehmen würde, wollten wir uns durch Unwissenheit entschuldigen, daß wir an diesem Vergnügen keinen Theil nehmen. Sey es nun Karten=, Schachbret= oder ein anderes Spiel, so fordert die Höflichkeit insbesondere eine strengere Aufmerksamkeit von uns. Zerstreuung beim Spiele bringt nicht

Schaden allein, sondern beleidigt auch die Mitspielenden, deren Vergnügen dadurch gestört und verringert wird. Man muß sich daher in Acht nehmen, z. B. nicht zu viel oder zu wenig Karten einer Person zu geben, oder solche aus der Hand fallen zu lassen, oder die Gesetze des Spieles zu verletzen. Man spiele nie mit Leidenschaft, gerathe nicht in zu merkliche Freude beim Gewinne, nicht in Traurigkeit und Verdruß beim Verluste, streiche das gewonnene Geld nicht mit sichtbarer Begierde ein, zähle es nicht mit Genauigkeit, und weigere sich nicht im Falle einer Zahlung. Alles dieß könnte uns leicht den Vorwurf zuziehen, daß wir hab- und gewinnsüchtig sind. Man freue sich nicht über den Verlust der Mitspielenden; man könnte uns für schadenfroh halten. Man spiele mit möglichster Gelassenheit, komme nicht in Hitze, streite nicht, rede nicht zu viel, und höre nicht eher auf, als bis diejenigen die Karten niederlegen, welche verloren haben. — Der feine Mann wird eben so wenig verbotene Spiele zur Unterhaltung wählen, als er solche spielen wird, die bei dem Pöbel beliebt sind. Er wird sich niemals zu Kartenkünsten herablassen, welche die Bevortheilung der Mitspielenden zum Endzwecke haben, nie in die Karte seines Nachbars sehen, oder, wenn er gibt, sich die bessern Blätter betrügerisch auswählen. — Im Spiele mit Damen muß man eine Art von Großmuth beweisen und mit weniger Strenge spielen, doch darf es aber nicht zu sichtbar

seyn, daß man die Dame gewinnen lassen wolle. Im Spiele mit Vornehmen ist ein Gleiches zu beobachten.

Auf Spaziergängen in Gesellschaft sey man nicht eiliger, als die übrigen, richte sich immer nach dem Vornehmsten aus der Gesellschaft, und nehme die Richtung, welche dieser nimmt. Man sey gesprächiger, als sonst wo, und so viel wie möglich unterhaltend. Ist man selbst Anführer, so wähle man immer die anmuthigsten und solche Gegenden, wo man Gelegenheit hat, seine Begleiter auf etwas Sehenswürdiges oder Interessantes aufmerksam zu machen. Man setze den Spaziergang nicht bis zur Ermüdung fort, und verlange von der Gesellschaft nicht, daß sie sich unsertwegen genire.

An öffentlichen Oertern beobachte man Anstand und Sittsamkeit, damit man keine Art Aergerniß gebe; das ist, weder Geschmack noch Tugend beleidige. Man erscheine daher in keiner zu auffallenden und koketten Kleidung, stelle Theile des Körpers nicht ohne Hülle zur Schau aus, die bedeckt seyn sollen, blicke nicht frech um sich her, und bestätige durch sein ganzes Betragen, daß man Achtung für Moralität und das Publikum hege.

Sehr ernstlich dringt die feine Lebensart auf

Eingezogenheit und Bescheidenheit in der Kirche. Hier gebietet sie Würde und Ernst, gebietet, daß unser ganzes Aeußere Ehrfurcht und Hochachtung für die Heiligkeit des Ortes ausdrücke, und der Wichtigkeit der Verrichtungen entspreche, die hier vor sich gehen. Kleidung, Miene, Stellung und die Bewegungen des Körpers müssen daher äußerst bescheiden seyn. Nur rohe und ungesittete Menschen erlauben sich bei gottesdienstlichen Versammlungen Frechheit des Blicks, Plauderhaftigkeit, kecke, unverschämte Stellungen und Manieren, und Ungebundenheit in den Bewegungen. Die Complimente, die man in der Kirche einander macht, müssen kurz und sanft, einfache Verneigungen und freundlich blickend seyn. Sie dürfen nicht das Freiere des Compliments der Promenade, des Theaters, der Gesellschaft an sich haben. Man erscheint nicht in einem zu eleganten Putze an einem Orte, der dem Gottesdienste geweiht ist, aber auch nicht in einem zu großen Negligee, sondern nett und anständig.

Die Sprache der wahren Höflichkeit muß nicht durch Redensarten verunstaltet werden, die lächerlich, widersinnig und pöbelhaft sind. So habe ich oft mit Verdruß sagen hören: „Ich habe vernommen, daß Sie krank gewesen zu seyn beliebten. — Es ist finster in der Stube, belieben Sie nicht anzustoßen, zu fallen. — Ich bitte, nehmen Sie noch von dieser Speise, es kriegen solche ohne:

hin die Domestiken. — Greifen Sie zu, es mag so niemand mehr etwas davon, es verdirbt, man muß es wegwerfen," u. s. w.

Schreibt man Briefe, so darf man ja nicht gegen Höflichkeit und feine Lebensart verstoßen. An vornehme Personen oder Gönner schreibt man auf dem feinsten Papier und immer auf einem ganzen Bogen, läßt oben, zu beiden Seiten und unten, einen breiten Raum, befleißigt sich einer schönen Schrift, und unterschreibt sich am Ende des Briefes um so tiefer, je vornehmer die Person ist. — Nur Vornehme lassen ihre Briefe an Geringere zuweilen von fremder Hand schreiben, und unterzeichnen solche mit der eigenen. — Das Datum steht bloß in Kaufmannsbriefen und sehr vertrauten Schreiben oben rechts beim Anfange des Briefes, sonst hat es seine gehörige Stelle links der Unterschrift gegenüber. Und nur diesen Briefen ist es erlaubt, in Oktavform abzugehen; außerdem ist es schicklich, immer einen halben Bogen in Quart gelegt zu nehmen, und ihn allemal in ein eigenes Couvert von etwas gröberm Papier einzuschließen. — In Briefen an ansehnliche Personen vermeidet man jede Nachschrift, oder die sogenannten Postscripta, setzt keine Aufträge, keine weiter zu befördernden Einschlüsse, keine Empfehlungen an Geringere darein, und frankirt sie niemals. — Auf Briefe an Große oder berühmte Personen wird äußerlich nicht die

Wohnung derselben angemerkt; denn es ist voraus-zusetzen, daß ihre Namen in ihrem Wohnorte hinlänglich bekannt sind, um sie bloß nach diesen zu finden. — Alle Briefe müssen mit guter schwarzer Tinte reinlich geschrieben, von allem Streusande gesäubert und mit frischem Wachse versiegelt seyn. Bei Todesfällen des Landesfürsten, im Falle einer Trauer in der Familie unsers Freundes, oder bei Benachrichtigungen von Todesfällen aus dem Kreise unserer Angehörigen, bedient man sich des schwarzen Wachses, Oblaten gehören nur für Kaufmanns- und sehr familiäre Briefe. Es ist nothwendig, sich vollkommen mit der Titulatur derjenigen bekannt zu machen, an welche man schreibt; oft haben schon Verstoße dagegen die unangenehmsten Folgen gehabt. Man thue hier lieber immer etwas mehr als zu wenig. Ersteres verzeiht die Welt gern, aber ahndet nicht selten das Letztere. Wenn es nicht Pflicht und Nothwendigkeit erheischen, schreibe man keine zu langen Briefe; man drücke sich kurz, deutlich, schön und ehrerbietig aus; dieß sind die Erfordernisse eines guten Briefes. — Die Titel, die Wörtchen Sie, Dieselben u. dgl. schreibt man gewöhnlich mit etwas größern Buchstaben, aber nur klein seinen eigenen Namen.

Inhalt.

Seite.
Vorbericht des Verfassers 3
Einleitung 5

Erster Abschnitt.

Aeußere Eigenschaften, die den Menschen in jedem Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens überhaupt zieren 13
I. Schönheit des Körpers . . . 13
Ob die Schönheit des Körpers von uns abhängt? . . . . . . , . . . 13
Enge Verbindung derselben mit der Gesundheit des Körpers 14
Gesundheitsregeln, die auf Beförderung und Erhaltung der Schönheit Bezug haben 15
1. Einfache Lebensart 15
2. Kenntniß und Berücksichtigung seiner körperlichen Konstitution . . 16
3. Aufenthalt in reiner, gehörig temperirter Luft 17

Seite.

4. Der gehörige, aber nicht zu lange Schlaf 17
5. Bewegung des Körpers . . . 18
6. Reinlichkeit 18
7. Sorgfalt in der Bekleidung . . 19
8. Vermeidung eines zu warmen Verhaltens 19
9. Vermeidung aller Ausschweifungen, Leidenschaftlichkeiten u. s. w. . 19
10. Vermeidung jedes plötzlichen Uebergangs von Anstrengungen zur Ruhe, vom Erhitzen zum Abkühlen . . 20

Schönheitsmittel 20
1. Pflege der Haut 20
2. Pflege der Zähne 21
3. Pflege der Nägel 25
4. Pflege der Haare 25

II. Cultur des Blicks, der Miene 26
Offener Blick 27
Fester Blick 27
Bescheidener Blick 28
Heiterer Blick 28
Gefällige Miene 29
Sie gründet sich auf Veredlung des Herzens 30
Nachahmung solcher Personen, die eine gefällige Miene haben 32

III. Cultur der Stellungen und Bewegungen des Körpers . 32

Seite
Aufrechte, gerade Stellung 33
Regeln des Anstandes beim Beugen des Körpers 35
Bewegung und Haltung 35
Unanständige Bewegungen, hauptsächlich der Hände 35
1. In die Seiten steckende Arme . 35
2. Beständiges Reiben der Hände . 36
3. Senkrecht herabhangende Arme . 36
4. Das Nagen an den Nägeln . 37
5. Das Gelenkziehen an den Fingern 38
6. Die Daumenmühle 38
7. Das Händegefechte 39
8. Betasten umstehender Personen und lebloser Dinge 40
9. Zu sorgsames Verbergen der Hände 41
10. Vermischte lächerliche Händehaltungen und Bewegungen . . . 42
Anständige Bewegungen und Haltung, hauptsächlich der Hände 44
Der Gang 47
Fehlerhafter 47
1. Trippelnder 47
2. Zu schneller 47
3. Schwerer 49
4. Ungleichförmiger 49
5. Schleichender 50
Anständiger 51
IV. Die Gesetztheit 52

Seite.

Irrige Begriffe davon 52
Berichtigter Begriff davon 53
Kennzeichen ächter Gesetztheit . . . 54
Charakter derselben 55
Aeußerungen derselben 56
V. Höflichkeit und Artigkeit . . 60
Begriff wahrer Höflichkeit 60
Blicke und Miene der Höflichkeit . . 60
Sprache der Höflichkeit 63
Stellung des Höflichen 64
Anderweitige Aeußerungen derselben in besondern Fällen 65
VI. Ausbildung der Sprache und des Tons 68
Sprachregeln
1. Grammatikalische Richtigkeit . 68
2. Vermeidung fremder Wörter . 70
3. — — schwulstiger Ausdrücke 70
Sprachtonregeln
1. Verständlichkeit 71
2. Reiner Klang 71
3. Gehörige Fülle 73
4. Festigkeit 73
5. Modulation 73
6. Richtige Accentuation . . . 75
7. Ton des gesellschaftlichen Umgangs 76
8. Erzählungston 77
Aussprache 78

Seite.

VII. Gesang und Tanz . . . 79
Vorzüge des Gesangs 79
Allgemeine Regeln desselben
1. Ausdruck 79
2. Deutlichkeit 80
3. Vermeidung aller Grimassen . 80
Besondere Gesetze für Singende . . 80
Vorzüge des Tanzes 82
Anstandsregeln für Tänzer 83
VIII. Complimente 84
Ausdruck des Compliments 84
Verschiedene Arten derselben
1. Das gehende 85
2. Das stehende 86
3. Das sitzende 86
4. Das Kopf- und Handcompliment 87
IX. Kleidung 88
Erfordernisse einer anständigen Kleidung 88
1. Reinlichkeit 88
2. Ordnung 89
3. Geschmack 89
4. Einfachheit 90
5. Nettigkeit 91
6. Eleganz 91
X. Zimmereinrichtung 93
Meublirung eines Visitenzimmers . . 94
— — — Wohnzimmers . . 96
— — — Schlafzimmers . . 97

Seite.
Meublirung eines Studirzimmers . . 98
— — — Domestikenzimmers . 99

Zweiter Abschnitt.

Aeußere Eigenschaften, die den Menschen in besondern Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens zieren
XI. Verhaltungsregeln beim Frühstücke 100
XII. Benehmungsart bei der Tafel 103
XIII. Das Verhalten in Gesellschaften 116
XIV. Gesetze der feinen Lebensart bei Abstattung der Visiten 125
XV. Vorschriften der feinen Lebensart im Umgange mit Vornehmen und Großen . . . 130
XVI. Höflichkeitsregeln im Umgange mit dem schönen Geschlechte; einige Grundsätze für die Damen selbst . . . 136

Anhang.

I. Das Frauenzimmer von Le-

Seite
bensart in gesellschaftlichen Verhältnissen 142
II. Einige besondere Regeln der feinen Lebensart für beide Geschlechter in Hinsicht auf verschiedene kleinere Verhältnisse des praktischen geselligen Lebens 147

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Die Kunst gesund, jugendlich, stark und schön in allen menschlichen Lebensaltern zu bleiben. Von Prof. Wenzel. Zweite Aufl. 12. 1816. 16 Gr.

Ein gesunder jugendlicher Zustand, sagt der Verfasser, ist ein schätzbares Gut. Der Mann erinnert sich mit Entzücken desselben, indem er in seine Jünglingsjahre zurückdenkt; der Greis trauert, daß er sich nicht mehr in diesem Zustande befindet. Wäre es denn nicht möglich, uns auch im Alter in diesem Zustande zu sehen? Diese Frage warf ich mir auf, und zog die Natur, die organische Welt zu Rathe; sie verwies mich auf die Grundsätze der Physik und ihrer Tochter — der Medicin. Ich forschte sorgfältig in diesen Gefilden nach Licht, um das Dunkel meines Gegenstandes zu erleuchten, und gerieth auf Wahrheiten, die ich in ein Ganzes vereinigt als eine systematische Anweisung, Gesundheit mit Anmuth und Stärke der Jugend gepaart mit in das Alter hinüber zu nehmen, anzusehen bitte.

Ferner ist bey demselben Verleger erschienen:

Der Mann in gesellschaftlichen Verhältnissen; eine Anleitung zur Weltklugheit, Umgangskunst, und praktischen Lebensweisheit überhaupt. Nach Knigge, Pockels, Heidenreich, Montaigne u. a. m. Von E. H. Kosengarte. Mit Vignette. 8. 1816. 20 Gr.

Der Werth dieses Buches liegt in seiner umfassenden Brauchbarkeit für das praktische Leben. Es soll auf dieser gefährlichen Bahn unser erfahrner Wegweiser seyn, und uns mit der vorgehaltenen Fackel umsichtiger Klugheit durch die lange Reihe von Verhältnissen des geselligen Lebens mit Freundeshand geleiten. Was weise Männer erfahren und als bewährte Maximen hinterlassen haben, muß als ein wohlthätiger Schatz betrachtet werden.

Staatliche Bibliothek Bamberg

30
7. 36.
1/12x.

SBB013400192844

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wenzel, Gottfried Immanuel,

Der Mann von Welt oder Grundsätze und Regeln des Anstandes, der Grazie, der feinen Lebensart, und der wahren Höflichkeit

Pest 1817

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2122
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414457-2